Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 96 (2000)

Heft: 1

Artikel: Faszination Schweiz : zum deutschen literarischen Philhelvetismus des 18. Jahrhunderts

Autor: Hentschel, Uwe

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118057

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 96 (2000), 29–53

Faszination Schweiz

Zum deutschen literarischen Philhelvetismus des 18. Jahrhunderts

Uwe Hentschel

Die Schweiz war für viele Deutsche mehr als nur ein fremdes Land; ihre Andersartigkeit wurde von den Reisenden in einer Weise beschrieben, die es auch den Daheimgebliebenen erlaubte, in der Eidgenossenschaft eine lebenswerte Alternative zum eigenen Dasein zu sehen. Der Magdeburger Johann Gottfried Ebel erläutert 1798, wie sich bei ihm Begeisterung und Sehnsucht einstellten: «Je weniger ich in der Natur, die mich umgab, und in der bürgerlichen Gesellschaft, in der ich lebte, etwas kannte, welches mir nur die fernste Ähnlichkeit von dem gezeigt hätte, was ich in den Beschreibungen dieses ausserordentlichen Landes fand; und je mehr das, was ich darin las, ausser dem Kreise meiner Gewohnheits-Ideen und Vorstellungen lag, desto wunderbarer schien mir Alles. Meine Einbildungskraft war daher voll von sonderbaren Bildern und verwirrten Begriffen sowohl über die Natur als über die freien Völker der *Schweiz*; und der Wunsch, dieses Land selbst zu besuchen, und durch eigne Anschauung kennen zu lernen, lag tief in meiner Seele.»[1] Diese Beobachtung darf verallgemeinert werden, sie bestätigt, dass die Wahrnehmung und Beurteilung der eigenen Kultur eine entscheidende Voraussetzung für die Explikation und Einschätzung der Fremderscheinungen darstellte. Die Schweiz als idyllisches Refugium konstituierte sich als ein ideelles Konstrukt von Bildern, Symbolen und Begriffen, die im Verlaufe des sich ausprägenden Philhelvetismus immer wieder neu gewichtet wurden. Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts lassen sich vier fixe Elemente des Schweizbildes herausarbeiten: das Naturerhabene, das Patriarchalische, die ländliche Idylle und die bürgerliche Freiheit.

Das Naturerhabene [2]

Christian Cay Lorenz Hirschfeld spricht 1769 in seiner Reisebeschreibung über die Schweiz die Vermutung aus, dass «die Rauhigkeit der Alpen, die Menge von Felsen, Bergen und Wäldern [...] die Ursache» dafür seien, «dass dieses Land noch von vielen Auswärtigen für nichts mehr als für eine Wüstenei gehalten wird»[3]. Zwanzig Jahre später gehörten Rigi, Pilatus, der St. Gotthard, das Juragebirge, das Berner Oberland und das Oberwallis zum obligatorischen Besichtigungsprogramm der Reisenden. Dieser Paradigmenwechsel, der von Johann Jacob Scheuchzer zu Beginn des Jahrhunderts angestossen und von Aufklärern wie Albrecht von Haller, Johann Georg Sulzer und Gottlieb Siegmund Gruner forciert wurde, vollzog sich bei den Deutschen zwischen 1770 und 1790.[4] Er war möglich geworden, weil die physikotheologische Naturbetrachtung Scheuchzers in der Öffentlichkeit zunehmend Akzeptanz erlangte. Seine Schriften wurden erst jetzt in grosser Breite rezipiert.[5]

Der Schweizer Johann Georg Sulzer verstand sich als Nachfolger Scheuchzers, dessen *Natur-Geschichte des Schweitzerlandes* er 1746 erneut herausgab.[6] Wie sein Vorbild ging er davon aus, dass allein unzureichendes Wissen zu dem Schluss verführen könne, die Gebirgsregionen ständen ausserhalb der wohleingerichteten Schöpfung. In einer schon 1743 veröffentlichten Reisebeschreibung fordert er wie vor ihm Scheuchzer die Zeitgenossen auf, durch wissenschaftliche «Beobachtungen zu einer wahren Erkänntniß der Natur-Gesetze[n]»[7] zu gelangen. Im Verlaufe der Untersuchungen werde es sich zeigen, dass das scheinbar Unvollkommene in die göttliche Ordnung durchaus hineinpasse. In seinen *Unterredungen über die Schönheit der Natur* geht er noch einen Schritt weiter. Die Angst vor ihrer Erhabenheit lasse sich verwandeln in eine Begeisterung für ihre Schönheit. Voraussetzung sei aber immer das Wissen um «ihre Grundregeln», denn nur über diese könne man «ihre Vollkommenheit und die unendliche Weisheit und Güte ihres allmächtigen Urhebers erkennen»[8]. Zwar musste der Versuch, der erhabenen Natur durch wissenschaftliche Aufklärung ihren Schrecken vollkommen zu nehmen, scheitern, jedoch die Feststellung, dass sie dem Menschen, wenn er aus ihr heraustritt und sich ihr betrachtend entgegenstellt, zum Gegenstand ästhetischer Anschauung werden kann, hat sich als durchaus richtig erwiesen.

Ähnlich wie Sulzer will Gottlieb Siegmund Gruner 1760 in seiner Schrift *Die Eisgebirge des Schweizerlandes*[9] zeigen, dass «die prächtige Schöpfung [...] in ihrem ganze Umfange Aufmerksamkeit und Bewunderung»[10] verdiene und es keinen Grund gebe, Gebirge, Gletscher und Wasserfälle von ihr auszuschliessen. «Der treffliche Entwurf des Ganzen; die Manichfaltigkeit der Theile; ihre unvergleichliche Ordnung; ihr wundersamer Zusammenhang; die weise Bestimmung eines jeden, auch des geringsten insbesondere, sind so viele Stuffen, die uns bis zu einem unendlichen Wesen, welches unsichtbar unter dem Schatten der Natur wandelt, empor leiten, und uns deutliche Spuren seiner Weisheit und Vollkommenheit entdecken.»[11] Für Gruner ist der Blick auf die Gebirge nur im ersten Moment fürchterlich. Sobald das Individuum aber in der Lage sei, sich von der affektiven Involviertheit zu befreien und sich gegenüber der Naturerscheinung als selbstbewusstes Subjekt positioniere, würde sie ihren beängstigenden Charakter verlieren. Gruner beschreibt angesichts der savoyischen Gletscher, wie er zunächst die bizarre, gewaltige Landschaft erfahren und dann seinen Schrecken überwunden hat. «In den [...] Eisgebirgen hieß ich diese Wunder der Natur, in der ersten Überraschung, fürchterlich; nun, da ich die Ehre habe, besser mit Ihnen bekannt zu seyn, nenn ich sie majestätisch und prächtig.»[12]

Doch nur wenige Reisende waren willens oder in der Lage, durch naturhistorisches und philosophisches Wissen der mentalen Überforderung zu begegnen. Gruners und Sulzers, aber auch Goethes Erfahrungsverarbeitung ist durchaus nicht charakteristisch für die Mehrzahl der alpinen Reisenden. Hatte doch Goethe auf die Bemerkung Eckermanns hin, dass «einem in der Ebene Geborenen, die düstere Erhabenheit solcher Massen ein unheimliches Gefühl» errege, geantwortet: «Dieses Gefühl [...] ist in der Ordnung. [...] Die Schweiz machte anfänglich auf mich so

großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich das Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.»[13] Mehrere Reisen, die es gestatteten, sich immer besser auf das Naturerhabene einzustellen, zudem eine spezifische wissenschaftliche Aneignung, mit deren Hilfe die Erscheinungsvielfalt vergleichend und ordnend erfasst und somit intellektuell bewältigt werden konnte,[14] das waren Möglichkeiten, die nur wenigen Besuchern der Schweiz zu Gebote standen.

Viele Reisende suchten zunächst im Vorfeld der Hochalpen Räume, die ihnen eine einzigartige Naturerfahrung garantierten. Zu diesen Gebieten gehörten z. B. die Schöllenen, ein Abschnitt der Gotthardstrasse mit vielen Schluchten, die tief dahinbrausende Reuß und die Teufelsbrücke, die zum Urner Loch führte, durch das man von «jenem Thale des Schrekkens» wie durch ein Wunder in «das fruchtbarste Thal» gelangen konnte,[15] wo die Reuß «wie ein arcadischer Bach, sanft und ruhig»[16] dahinfloss. In dieser so kontrastreichen Landschaft erfuhren die Reisenden überaus intensiv «die erhabnen Scenen des Schreckens»[17]. Auch diejenigen unter den Deutschen, die der physikotheologischen Harmonielehre der Schweizer Sulzer und Gruner nicht folgen wollten, weil sie seit dem Erdbeben von Lissabon 1755 deren optimistische Weltsicht in Frage gestellt hatten, mussten erkennen, dass es einer intellektuellen Handlung bedurfte, um der überwältigenden Kraft des Naturerhabenen stand zu halten. In einer Situation, in der die Sinne bis an die Grenze der Belastbarkeit in Anspruch genommen werden, wird zugleich der Geist zur widerständigen Kraft, mit der sich das Individuum seine Freiheit gegenüber den Eindrücken zu bewahren sucht. Da Sinne und Intellekt gleichermassen angesprochen werden, erfährt sich der Mensch in seiner Ganzheitlichkeit.

Das Naturerhabene wird als fürchterlich und zugleich als überaus faszinierend beschrieben.[18] Carl Ludwig Fernow ereilte angesichts der Schöllenenschlucht «Entsetzen und Entzücken»[19], für Carl Gustav Carus war der Anblick «fürchterlich schön».[20] Diese sich in dergleichen Begriffspaaren manifestierende Ambivalenz entspricht letztlich dem Doppelschritt in der Erfahrungsverarbeitung von Sensation und Reflexion. «Wenn der hülflose, in seinem Physischen so sehr beschränkte Mensch, die überwältigenden Kräfte der Elemente gegen sich in Bewegung sieht, was bleibt ihm da übrig, als der Gedanke an den allmächtigen, unmittelbar nahen Schutz des Vaters im Himmel [...].»[21] Bürde beschreibt hier einen typischen Bewältigungsvorgang. Sind die Sinne auch an die Natur gefesselt, der Geist bleibt frei und schwingt sich auf zum Lobpreis des Schöpfers.[22]

»Meine Seele strebt zu lieben
Dich, verborgner Naher, dich!
Andacht flammt in meinen Trieben
Und anbetend freu ich mich,

Freu mich Schöpfer, deiner Werke:
Die Gebirge wild und rauh,
Stellten jüngst von deiner Stärke
Mir das große Bild zur Schau [...].»[23]

Die grossen und mächtigen Naturgewalten lassen den Menschen, ungeachtet seiner physischen Grenzen, die Unendlichkeit von Raum und Zeit erahnen: «Tritt denn hin auf den Gipfel des Gebirges, schau hin über die langen Hügelreihen, betrachte das Fortziehen der Ströme und alle Herrlichkeit, welche Deinem Blicke sich auftut, und welches Gefühl ergreift Dich? – es ist eine stille Andacht in Dir, Du selbst verlierst Dich im unbegrenzten Raum, Dein Wesen erfährt eine stille Läuterung und Reinigung. Dein Ich verschwindet, Du bist nichts, Gott ist Alles.»[24] Das Erlebnis solch einer Entgrenzung,[25] wie es hier Carl Gustav Carus im Berner Oberland schildert, führt dazu, dass die Werte irdischen Daseins relativiert werden.[26] Schon Sulzer hatte in den Siebzigerjahren darauf hingewiesen, dass «alle Begriffe von Macht und Grösse und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bey Gelegenheit der menschlichen Anstalten gemacht» habe, angesichts der Alpen «wie Wasserblasen»[27] verschwinden. Dergleichen Einsichten verhalfen zu der Erkenntnis, dass das Erlebnis der Hochgebirgswelt ein Mittel sein könne, um die «moralische Gesundheit»[28] der Menschen nach einseitigen Anspannungen wieder herzustellen. So empfiehlt Johann Gottfried Ebel in seinem Reiseführer insbesondere die alpine Schweiz den Zivilisationsgeschädigten, denen «Getümmel, Thun und Treiben» die bislang «*einzige* Welt»[29] war, die sie kannten, zur Rekreation und Selbstfindung.[30] «[...] über die Wolken in die Himmel emporgehoben, fühlt sich der Mensch entfesselt von allen Sorgen, allen Plagen und Gebrechen seines Geschlechts, dessen Gewühl und Geräusch in den dunkeln Tiefen und weiten Fernen allen Sinnen entschwindet.»[31]

Und so kamen Reisende in das Land, um ganz bewusst einer ursprungshaften Natur zu begegnen, die einen Kontrast darstellte zu der zivilisatorisch zurechtgestutzten in der Heimat. Schiller hatte in den Neunzigerjahren dieses Bedürfnis exakt beschrieben, wenn er feststellte, dass «die Natur bey uns aus der Menschheit verschwunden» sei «und wir sie nur außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen» können. «Nicht unsere größere *Naturmäßigkeit*, ganz im Gegentheil die *Naturwidrigkeit* unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, [...], unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist.»[32]

Den Schweizer Johann Heinrich von Orell verwundert es darum schon in den Achtzigerjahren nicht, «daß Ausländer, und insonderheit Bewohner ebener Lande und solcher Gegenden, wo die wahre Natur durch Kunst verdrängt worden ist; [...] haufenweise an Orte hinreisen, in welchen beinahe nur die rohe Natur in ihrem wildesten Zustande zu finden ist»[33]. Die Sehnsucht nach einer Begegnung mit einer noch unberührten Landschaft war so gross, dass die Menschen erhebliche physische Anstrengungen und Gefahren auf sich nahmen, um zu ihr zu gelangen. Der aufkommende Alpinismus lebte von der Faszination, immer weiter in unbetretenes Terrain vorzustossen.

Natürliche Einfalt und patriarchalisches Leben

Johann Jakob Bodmer hatte schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den *Discoursen der Mahlern* von einem Tal inmitten hoher Berge berichtet, in dem ein Volk lebe, das sich nur von Milch, Käse und Butter ernähre. Die schwere Arbeit in den wetterwendischen Höhen liess es abgehärtet und kräftig werden: «Die Zärtlichkeit, die Üppigkeit sind ihm unbekannte Laster; es lebet ohne den Gebrauch der kostbaren Metallen, [...] seine Wissenschaft ist in den Trieb der Natur und die Satzungen der Vorfahren eingeschlossen.»[34] Das hier von Bodmer konturierte Bild von Menschen, die sich den zivilisatorischen Einflüssen entzogen, sollte wenige Jahre später von Haller in seinem *Alpen*-Gedicht zu einem opulenten Gemälde ausgeführt werden.

Die Deutschen, die in den Siebziger- und Achtzigerjahren in die Schweiz kamen, suchten nach den avisierten Gebirgstälern im Berner Oberland und im Kanton Appenzell. Karl Gottlob Küttner reiste ausdrücklich ins Haslital, um «zu sehen, ob die Menschen hier wirklich jene alten ächten Bewohner der Alpen sind, deren Leben das wahre Bild des Lebens der Patriarchen seyn soll»[35].

Der Vergleich der Älpler mit den biblischen Erzvätern ist nicht zufällig gewählt. Bodmer und einige seiner Freunde hatten in den Fünfzigerjahren mehrere alttestamentarische Epen verfasst, in denen die patriarchalische Lebensweise den Zeitgenossen zur Nachahmung empfohlen wurde. Dies geschah in so grosser Breite und mit einem Nachdruck, dass sich der Philosoph Thomas Abbt gegen solche ahistorischen Vergleiche ausdrücklich verwahrte: «Man legt uns gemeiniglich das Leben dieser berühmten Patriarchen zum Muster vor, wonach wir nicht nur unsre häusliche Verfassung, sondern auch unsre politische einrichten sollen. Das heißt soviel, man will, wir sollen Araber werden. Denn außer dem Glauben und der treuen Anhänglichkeit an den wahren Gott, [...], findet sich nichts in dem Leben der Patriarchen, als was durch die Lage der Örter, die sie bewohnten, und die Beschaffenheit der Lebensart, die sie führen mußten, bestimmt ward; folglich für Niemand, der sich nicht in Arabien befindet, zur Vorschrift dienen kann.»[36] Thomas Abbt konnte nicht verhindern, dass die Vorstellungen vom mustergültigen Leben der Patriarchen und ihrer Familien auf die schweizerischen Älpler transponiert und – auf diese Weise historisch näher gerückt – weiterhin als Ideal beansprucht wurden. Günstig wirkte sich dabei aus, dass die alttestamentarische Quelle grosse Spielräume für einen solchen Vergleich liess. In einigen Gebirgstälern der Schweiz glaubten die Reisenden Familienstrukturen und Verhaltensweisen zu erkennen, die denen der biblischen Vorbilder sehr nahe kamen. «So sah ich hinter Arbergen vor einem ansehnlichen Bauerhause mit großem, weit herüber stehendem Strohdache, vielen Fenstern und buntem Schnitzwerke in der Holzbekleidung, einen alten Mann sitzen – das Bild der Ruhe, der Heiterkeit, und eines gut durchschafften Tages. Er trug weite Schweizerbeinkleider, schwarzes Brusttuch und weite Hemdärmel; sein eisgraues Haar hing lang auf die Schultern herab. Ein kleines Kind im Fallhute war an ihm hingelehnt, und lag halb in seinem Arme; vor ihm spielten drey

an einer Pflugschar herum; ein anderes tändelte an seinem Knie; eine erwachsene Enkelin aber stand in der Hausthür angelehnt und strickte. Die Knechte – oder Söhne, kamen vom Felde heim und spannten aus; er fragte, und gab dazwischen Anweisungen für Stall und Garten. – Ich verweilte gern bey diesem Bilde des nützlichen, heitern Lebens.»[37] Solch ein alter, ehrwürdiger Hirte,[38] wie ihn August Wilhelm Iffland hier beschreibt, entsprach vollkommen den Vorstellungen der Zeitgenossen von einem Patriarchen aus dem Alten Testament.[39] Doch auch ganze Bergvölker wurden aufgrund ihrer biederen Moral und beschränkten Lebensweise zu derartigen Vergleichen herangezogen.[40] Ein Reisender in Savoyen ist überrascht «von der gastfreyen patriarchalischen Einfalt und Offenheit»[41] der Menschen. Er sieht ein Volk, wie es ihm seit «der Lesung des ersten Buchs Moses so oft vorschwebte»[42]. Immer wieder wird die «uneigennützigste Gastfreiheit»[43] der Hirten hervorgehoben, die ihr einfaches Mahl gern mit Fremden teilen. Matthisson erzählt, dass man ihn in einer Sennhütte «patriarchalisch-gastfrei, mit Ziegenmilch und Käse bewirthete»[44], Karamsin nötigten die «geraden, ungekünstelten Menschen»[45] mehrmals in ihre Hütten und setzten ihm Milch und Käse vor, und Christian Gottlieb Schmidt berichtet 1787 aus einem Dorf im Kanton Uri, dass die Einwohner ihn und seine Mitreisenden zum «frugalen Abendessen mit einer Offenheit zu Gaste»[46] baten, als wären sie einander schon lange bekannt.

Da der Aufenthalt bei den Älplern zumeist kurz war, sich höchstens auf eine Übernachtung beschränkte, blieben die Beschreibungen zumeist oberflächlich und berührten vor allem Haushaltung, Ernährung und Unterkunft. Exemplarisch sei der Erlebnisbericht Gottlieb Siegmund Gruners aus dem Jahre 1778 angeführt: «In den Sennhütten auf Engstlen bekam ich mein Nachtlager. Ein Stück Käse an das Feuer gesezt, bis er zu schmelzen anfieng, das Geschmolzene mit einem Messer abgeschabt, und auf Brod, so wir mitgebracht hatten, gestrichen, war Ihres reisenden Freundes gesegnete Abendmahlzeit, und Heu das Nachtlager seines allerliebsten Körpers; sage mir getreue Natur, was war es, das mir hier die Kost so schmackhaft, meine Ruhe so sanft und mein Herz auf diesen einsamen Höhen so empfindsam machte? War es nicht die mütterliche Einfalt, und die fröhliche und angenehme Gutherzigkeit dieses glücklichen Hirtenvolks, bey dem die Natur noch in ihrer ursprünglichen Einfalt lacht, und bey dem ich mich mit reinem Vergnügen gerne noch einige Zeit aufgehalten hätte: wie sanft werde ich hier mit diesen Empfindungen einschlaffen?»[47]

Die Reisenden wurden nicht müde, die einfache, auf allen Komfort verzichtende Daseinsform, die sie auf die «Simplizität des Schäferlebens»[48] zurückführten, zu beschreiben.[49] Sie vermittelten den Lesern den Eindruck, als seien diese fleissigen, bedürfnislosen Menschen zufrieden und glücklich. Von den Entlebuchern wird berichtet: «[...] ihre Gesichter sind rund und ausgefüllt wie der Vollmond und ihre Wangen blühen wie Rosen. Ihr Gemüth ist lustig und heiter, und ihrer Denkungsart ist der kräftige Ausdruck *Bieder* im eigentlichsten Verstande angemessen. Diese Leute haben eine unglaubliche Leibesstärke.»[50] Weiter südlich, in Grindelwald, glaubt Johann Wilhelm Friedrich von Reinach «das glücklichste und schönste Volk

auf Erden»[51] gefunden zu haben. «Die edle Gesundheit, das größte Glück auf dieser Welt, strahlet aus allen Gesichtern, und gibt diesen Leuten nebst der annehmlichsten Gesichtsbildung eine riesenmäßige Stärke; die Mäßigkeit ist eine der ersten Ursachen dieser Vortheile, sie haben weder Wein noch Bier, noch Fleisch, noch Brod, sondern Käse, Buttermilch, und etwas Gemüs sind ihre ordentliche Nahrung, und weil sie selten aus ihren Thälern kommen, so wissen sie von nichts anders, und leben vergnügt [...].»[52]

In einem Aufsatz über Völker im patriarchalischen Zeitalter werden 1791 in der *Deutschen Monatsschrift* fünf für sie charakteristische Merkmale benannt:

1. «Blühende Gesundheit»[53]
2. «Häuslicher Friede»[54]
3. «Gastfreyheit»[55]
4. «Treue und Redlichkeit»[56]
5. «Sicherheit des Eigenthums, Freyheit, Gleichheit der Stände».[57]

Wie die angeführten Quellentexte belegen,[58] sind es genau diese Eigenschaften, die die Autoren den Hirten in der Schweiz zugeschrieben haben.

Der Vergleich der Älpler mit den alttestamentarischen Völkern wurde oft herangezogen, nicht nur in der Reiseliteratur. Selbst in Goethes Singspiel *Jery und Bätely*[59], von dem der Autor sagt, dass es «bloß auf den musikalischen und Theatralischen Effekt»[60] hin erdacht worden sei, floss ein Teil dieser Bildkomplexe ein. Dass dies geschah, hatte wohl nicht zuletzt mit den Erwartungen und Vorstellungen des Weimarer Operettenpublikums zu tun, die nicht enttäuscht werden sollten. Das Singspiel entstand während der Rückkehr Goethes aus der Schweiz 1779. Er wollte es möglichst schnell auf die Bühne bringen, denn er fürchtete, das Interesse am Nachbarland, das er durch die Reise mit Karl August am Hofe geweckt hatte, könne wieder verloren gehen.[61] Schon die lapidare Bemerkung Goethes in Vorbereitung der Aufführung, dass «die Akteurs [...] von Käs und Milch sprechen werden»[62], zeigt Koinzidenzen zum klischeehaften Bild vom schweizerischen Hirten. Die Anweisungen für das Bühnenbild, das eine «bergige Gegend»[63] im Kanton Uri vorstellen soll, sind so gehalten, dass sich dem Zuschauer sofort die Vorstellung von einem beschränkten, allein an natürliche Ressourcen gebundenen Leben aufdrängt. Da ist die «Hütte am Felsen»[64], in deren Nähe ein Wasserfall herabstürzt und die Wiese tränkt, auf der die Kühe von Bätelys Vater weiden. Im Vordergrund steht «ein steinerner Tisch mit Bänken»[65]. Und gleich zu Beginn tritt Bätely mit zwei Eimern Milch auf die Bühne und singt freudig:

> «Wir sind guter Dinge,
> Sparen keine Mühe
> Spat und früh.»[66]

Die Bestandteile der Dekoration und der deutliche Hinweis auf ein arbeitsreiches, aber glückliches Leben der Älpler[67] entsprachen so ganz dem Imagotyp, den die Reisebeschreiber bereitstellten. Goethes Stück wurde bis in das 19. Jahrhundert

hinein immer wieder aufgeführt. Das war möglich, weil das ihm eingeschriebene schweizerische Kolorit dem Erwartungshorizont der Zuschauer entsprach.[68]

Als in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts James Cook und Louis-Antoine de Bougainville während ihrer Reisen in der Südsee auf die Insel Tahiti stiessen, war für die Europäer ein neues Sehnsuchtsland geboren. Insbesondere Bougainvilles und Georg Forsters Berichte faszinierten die Zeitgenossen. Vor ihnen entstand das Bild von einem Volk, das seinen Naturzustand noch nicht verlassen hatte und wie das schweizerische geeignet war, den Kulturnationen bewusst zu machen, welch defizitäre Entwicklung sie genommen hatten. So erinnert sich der Franzose Bougainville an seine ersten Eindrücke von Tahiti: «Ich glaubte mich in den Garten Eden versetzt. Wir durchquerten eine weite Rasenebene mit den herrlichsten Fruchtbäumen besetzt und von kleinen Flüssen durchschnitten, welche allenthalben eine köstliche Frische verbreiten, ohne die Unanehmlichkeiten, welche die Feuchtigkeit sonst mit sich bringt. Ein zahlreichers Volk erfreut sich hier der Schätze, die die Natur mit vollen Händen verteilt. Wir fanden Gruppen von Weibern und Männern im Schatten der Fruchtbäume sitzen, welche uns freundschaftlich begrüßten [...]. Allenthalben herrschte Gastfreiheit, Ruhe, sanfte Freude, und dem Anschein nach waren die Einwohner sehr glücklich.»[69] Diese Beschreibungssequenz zeigt, dass das Volk Tahitis und die Menschen in den Hochtälern der Schweiz mit durchaus ähnlichen Attributen versehen wurden.[70] Dass das Nachbarland der Deutschen daraufhin gleichsam zu einem Tahiti Europas avancierte, belegen zahlreiche Dokumente. Johann Gottfried Ebel erinnert sich in seiner *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* an seinen ersten Besuch in der Eidgenossenschaft: «Als ich zum erstenmal dieses Land betrat und von allen Seiten Jauchzen hörte, wohlgekleidete Menschen im lachenden Grün der Wiesen hüpfen und sich freuen sah, glaubte ich in einer der glücklichen Inseln zu seyn, wovon sich ein Schatten im Südmeere befindet.»[71] Und Gottlieb Konrad Christian Storr sah sich in Lauterbrunnen «einer kleinen Horde von Halbwilden»[72] gegenüber, wobei ihn sein «Aufenthalt unter ihnen erinnerte [...] an die Schilderungen der Seefarer von ihren Besuchen bei ungebildeten Völkgen an friedlichen Küsten»[73]. Die Autoren, die derartige Vergleiche zogen[74], vernachlässigten bewusst die durchaus auffälligen klimatisch-geographischen Unterschiede und damit die jeweils anderen Lebensvoraussetzungen, um allein das beiden Territorien Gemeinsame hervorheben zu können: «den Naturmenschen in seiner liebenswürdigsten Gestalt»[75]. Ob in den Schweizer Alpen oder an der Küste Tahitis – die Reisenden stellten heraus, was ihnen im Vergleich zu ihrer Heimatkultur bedeutsam erschien. Besonders anschaulich macht dies in Bezug auf die Schweiz Christian Gottlieb Schmidt. Im Surenental im Kanton Uri glaubt er, «die Menschheit in ihrer ersten Einfalt» zu sehen. «Keines der luxuriösen Bedürfnisse war hier zu finden, das in andern Gegenden Vermögen und Gesundheit der Menschen ruiniret. [...] Man bat uns bei ihrem frugalen Abendessen mit einer Offenheit zu Gaste als wenn wir uns lange kennten. Freilich war kein Tischtuch und keine Serviette, eben so wenig als zinnerne oder porzellaine Teller zu sehen, alles war von Holz aber äusserst reinlich [...]. Grobe

Leinwandküttel decken ihre Leiber, und hölzerne angeschnallte Bretgen ihre Fußsolen. [...] Von allem dem Gesagten hielt unser Bette die Parallel; der Schuppen war das Schlafzimmer, Heu von aromatischem Geruch das Unterbette, Heu das Hauptkissen, und unsre Kleider die Zudecke, und doch schlief ich auf diesem noch nie gehabten Lager vortreflich [...].»[76] Der Verfasser betont in seiner Darstellung ausdrücklich die einfache, ja primitive Lebensart der Menschen, aber er deutet zugleich an, dass er sie, gemessen an seiner eigenen, als die natürlichere ansieht.

Noch deutlicher bringt diesen Zusammenhang der Russe Karamsin, der 1789 in der Schweiz weilte, zum Ausdruck: «Gern würde ich mich von den meisten Bequemlichkeiten des Lebens lossagen, die wir der Aufklärung verdanken, um in den ersten ursprünglichen Naturzustand der Menschheit zurückzukehren. Die wahren Freuden des Lebens, jene Freuden der Seele, die uns wahrhaft glücklich machen, genossen die Menschen auch damals – und mehr als jetzt. [...] Tausend Mühseligkeiten, tausend Sorgen, wovon der Mensch im Stande der Natur nichts wusste, zerreißen jetzt unser Inneres, und jedem Genusse folgt sein Schatten, die Unlust – Unter diesen Gedanken verließ ich den Hirten.»[77]

Auch viele Deutsche, sensibilisiert durch Rousseaus Zivilisationskritik und unzufrieden mit einer zunehmend rational-bürokratisch reglementierten Welt, reagierten wie Karamsin. Sie schauten sehnsuchtsvoll auf die Schweizer, die noch nach den Gesetzen der Natur lebten. Dass diese Kompensationsbedürfnisse um die Jahrhundertwende hin noch wuchsen, lässt sich allein daran ablesen, dass Autoren «über den Wunsch, auf einer niedrigen Stufe der Kultur zu leben»[78], und über die Ursachen, die zu ihm führten, in den Neunzigerjahren öffentlich und kontrovers debattierten.

Landlebenidylle

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Schweiz veröffentlichte Christian Cay Lorenz Hirschfeld 1767 eine Schrift mit dem Titel: *Das Landleben*. In der Vorrede zu dem Werk heisst es: «Diese kleine Sammlung von den Schönheiten des Landlebens, die ich mir die Ehre nehme, der Welt mitzutheilen, enthält die Früchte einiger vergnügten Monathe, die ich auf einem Sommerhause in der Schweiz zuzubringen das Glück gehabt habe. Die Annehmlichkeiten der Natur, die in diesem Lande in einer so sanften Ruhe genossen werden, erregten in mir ein Vergnügen, das fast zu einer Art einer dichterischen Begeisterung emporwallete, und das ich auch in entfernten Jahren noch immer schmecken werde. Unter diesen fröhlichen Empfindungen, denen ich mich so oft, und so gerne überließ, ward ich unvermerkt auf verschiedene Gegenstände geleitet, welche die Vortheile des Landlebens betrafen [...].»[79]

Hirschfeld, ein belesener junger Autor, behandelt hier ein Thema, das zunehmend seine deutschen Zeitgenossen beschäftigte. Dichter und Wissenschaftler gleichermassen hatten den Bauern und seinen Tätigkeitsbereich als Gegenstand poeti-

scher und theoretischer Reflexion entdeckt. Von Frankreich kommend, fasste die Physiokratie im deutschsprachigen Raum Fuss. Der Schweizer Johann Jakob Hirzel, ein begeisterter Anhänger dieser Richtung, sah 1774 im «Baurenstand» die Bevölkerungsgruppe, welche «der Betrachtung des Weisen in der That würdiger ist, als irgend eine Ordnung des menschlichen Geschlechts»[80]. Wichtig sei sie nicht nur, weil sie die Existenzgrundlagen für die gesamte Bevölkerung bereitstelle, sie repräsentiere auch «die menschliche Natur, in einer dem Stand der Natur sich nähernden Einfalt»[81]. Auf diesen Sachverhalt hatten schon vor Hirschfeld und Hirzel Salomon Gessner und Jean-Jacques Rousseau aufmerksam gemacht. Ihre Texte zeigten das Landleben als Gegenbild zur höfisch-städtischen Existenz. Einfache Menschen wie Jacob Gujer, Heinrich Bosshard und Michel Schuppach wurden im In- und Ausland zu mustergültigen Bauern und zugleich zu würdigen Repräsentanten der Menschheit erklärt.[82]

Hirschfeld bezieht sich in seiner Schrift auf die Befürworter der Physiokratie und auf die zeitgenössischen Vertreter der Landlebendichtung. Doch erklärt dies nicht allein den Erfolg des Buches, das schon 1778 in vierter Auflage erschien. Dieser beruht auf der Tatsache, dass Hirschfeld die Argumente für ein Leben auf dem Lande über die hinlänglich bekannten hinausgehend mit den besonderen Vorteilen verband, die für eine ländliche Existenz in der Schweiz sprachen.

Natürlich werden zunächst auch bei Hirschfeld Stadt und Land kontrastiv behandelt. Die städtischen «Geschäfte [...] zertheilen das Gemüth zu sehr und die Menschen klagen, dass sie niemals recht zu sich selbst kommen können»[83], sie bedürfen – so weiss sich der Autor einig mit anderen Zeitgenossen – «einer erquickenden Ruhe». «Je mehr sich der Mensch in würdigen Geschäften abmattet, ein desto größeres Recht hat er, sich eine angenehme Erhohlung zu verschaffen [...].»[84] Der Brugger Arzt Johann Georg Zimmermann hatte schon vor Hirschfeld und dann immer wieder neu in den verschiedenen Auflagen seiner Schrift *Über die Einsamkeit* auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht. Und auch Hirzel empfahl ganz ähnlich, nach einseitigen, geistigen Anspannungen, «dem Kerker der Stadt» zu entfliehen und «in Gesellschaft des Landmanns die Einflüsse der Natur zu geniessen».[85]

Das Besondere ist nun, dass Hirschfeld das Landleben in der Schweiz zur idealen Existenz erhebt; begeistert beschreibt er den Alltag der eidgenössischen Bauern: «O! glücklicher Landmann, der du von den Mauern deiner Alpen beschüzt, in futterreichen Thälern, und auf kornvollen Hügeln einen sichern Reichthum angeerbter Güter besizzest, nicht für die Wollüste eines verschwenderischen Tyrannen, sondern allein für dich und deine Nachkommen deine Heerden weidest, und von deinen Äkern samlest, und die Früchte der Natur, die unter deinen Händen bearbeitet erwachsen, in Hütten verzehrest, wo Friede und Vergnügen sich mit einer edlen Einfalt vereinigen!»[86]

Hirschfeld ist fasziniert von der üppigen Vegetation in den voralpinen Gebieten, die es dem Landmann leicht macht, ertragreiche Ernten einzubringen. Besonders angetan ist er von der Unabhängigkeit der Bauern, denn sie arbeiten weitestge-

hend für sich selbst und können deshalb zu einem ansehnlichen Wohlstand gelangen: «Und so bist du es denn, göttliche Freiheit, du erstes Geschenk der mütterlichen Natur, du fruchtbare Schöpferin der Freude, die du hier den Landmann ein Leben geniessen lässest, welches die schönste Nachbildung der arcadischen Glückseligkeit zu seyn scheinet.»[87] Das ländliche Wirtschaften in der Schweiz wird zu einer nahezu idyllischen Existenz verklärt.[88]

Reisende zeigten sich immer wieder erstaunt, zu welcher öffentlichen Anerkennung es Bauern in der Schweiz bringen konnten.[89] Da Hirschfeld – wie zunächst die Mehrzahl der Zeitgenossen – nicht willens noch in der Lage war, konkrete Aussagen zu den politischen Strukturen zu machen, in denen die Bauern lebten, beschrieb er zunächst nur, wie ihm deren Existenz auf den ersten Blick erschien.[90] Dass diese Eindrücke zu euphorischer Begeisterung Anlass gaben, erklärt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, dass der norddeutsche Autor wusste, wie unmenschlich die Landbevölkerung andernorts unterdrückt und ausgebeutet wurde: «[...] welch ein verdrüßliches und niederschlagendes Gefühl überfällt das Herz bey dem Anblick zerlumpter, gedrückter, seufzender Bauernssclaven, die bey durchlöcherten Hütten, oder auf kläglich bestellten Feldern mit matten Händen und noch mattern Herzen umher kriechen! Den abstechenden Kontrast der Würkungen, die Unfruchtbarkeit und Kultur, Sclaverey und Freyheit auf die Seele eines aufmerksamen Reisenden machen, fühlt man gewiß lebhaft genug, indem man durch diese beglücktern Gefilde zu reisen anfängt.»[91]

Die Berichte anderer deutscher Autoren bestätigen das Interesse am bäuerlichen Leben im Nachbarland. Überblickt man die Quellentexte, stellt sich heraus, dass bestimmte Gebiete immer wieder als ländlich-idyllisch beschrieben wurden. Zu nennen ist der Thurgau, die Zürcher Landschaft, das Appenzell, die Berner Landschaft und die Gebiete am Genfersee. Diese Räume boten ideale Voraussetzungen für ländliches Leben und Wirtschaften; unisono wurden sie mit einer Gartenlandschaft verglichen, die von der grossen Sorgfalt und dem Fleiss ihrer Besitzer zeuge.[92] Als Karl Spazier 1790 den Kanton Zürich betrat, war er überrascht über den «Wohlstand des Landmanns – das beste Merkmal eines glücklichen Landes [...]. Man findet Dörfer, in welchen Bauern an wahrem Eigenthum und unverschuldeten Gütern es sehr vielen deutschen Gutsbesitzern zuvor thun.»[93] Er nimmt mit Erstaunen zur Kenntnis, dass «ansehnliche massive Häuser, [...] große Ökonomiegebäude» und «zierlich eingerichtete und mit Mauern umgebene große Gärten [...] simpeln Bauern gehörten»[94]. In einem Roman von Christian Heinrich Korn, *Die Ausländer in der Schweiz*, der schon 1770 erschien, empfiehlt der Autor nachdrücklich den Kauf eines Landhauses. Der Erzähler berichtet von seinen Eltern, die sich im Pays de Vaud niedergelassen hätten und nun «das wahre Glück auf Erden»[95] geniessen würden.[96]

Angesichts solcher Hinweise aus den idyllischen Beschreibungen und Landlebendichtungen ist es verständlich, dass Deutsche in der Bewirtschaftung eines schweizerischen Landgutes mehr als nur eine alternative Existenzsicherung sahen.[97] Wir wissen, dass sich das Ehepaar Laroche mit dem Gedanken an eine

Übersiedlung trug und auch die Herders dergleichen Wünsche äusserten. Wie verbreitet die Vorstellung von einem zurückgezogenen, naturverbundenen und freien Leben auf einem Landgut war, zeigt noch der Entschluss Heinrich von Kleists, das moderne nachrevolutionäre Paris mit dem vergleichbar stillen Nachbarland zu vertauschen, um dann dort «ein Feld mit eignen Händen zu bebauen».[98]

Freiheit

Die Schweiz galt vielen Deutschen als das Land der Freiheit schlechthin.[99] Für den schwäbischen Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, der sich wie die meisten seiner Landsleute der absoluten Regierungsgewalt des württembergischen Herrschers Karl Eugen nur widerwillig beugte, schien die nahe Schweiz die ersehnte Alternative zum Feudalstaat zu sein.[100] So bemerkt er 1777 in der von ihm herausgegebenen *Deutschen Chronik*: Es gibt zahlreiche Reisebeschreiber, die «uns den Zustand dieses freien Staates mit so reitzenden Farben» schildern, «dass ich dabei wohl hundertmal auf meine Brust schlage, und seufze: Wärest du doch auch ein Schweitzer»[101].

Schon die Mentalität der Eidgenossen, ihr aufgeschlossenes und selbstbewusstes Auftreten, wurde von manchem Reisenden als Ausdruck ihrer Unabhängigkeit angesehen. Für Caroline von Wolzogen war nach Grenzübertritt sogar die Natur eine andere geworden: «Alles schien mir schöner und herrlicher, wie vom Hauch der Freiheit angeweht, das Grün der Wiesen frischer, die Bäche klarer; die blühenden Bäume hoben ihr Haupt freier in die Luft.»[102]

Viele Autoren beliessen es bei solchen Beschreibungen; sie hatten nur eine diffuse Vorstellung vom dem, was Freiheit ausmacht.[103] Es war ihnen genug, in den «Physiognomien der Bewohner ein Gepräge von Würde und ein Gefühl ihrer glücklichen Existenz»[104] zu erkennen. Insbesondere der Wohlstand der Bauern wurde als ein Resultat ihrer Unabhängigkeit angesehen. In der deutschen Übersetzung von Roberts *Voyage dans les XIII cantons suisses* wird der Reichtum der Einwohner, den der Verfasser beispielsweise im Urserental wahrnimmt, als «Wunder» bezeichnet, welches sich allein durch deren «heilige, glückliche Freyheit» erklären lasse. «Unter dem Scepter eines Fürsten würde dieses Thal kaum ein Paar halbnackte Hirten verbergen, die Hunger und Elend zur Erde beugen würden.»[105] Robert gehört zu den ausländischen Autoren, die den Begriff von Freiheit genauer fassen. Er sieht in ihm zwei grundlegende Rechte verbunden, die «Sicherheit der Person [...] und des Eigenthums» . Beide seien in der Schweiz gegeben, selbst in den aristokratischen Kantonen. Die Existenz der beiden Grundrechte bestätigen auch deutsche Reisende immer wieder. Sie sind fasziniert, dass der Landmann zumeist keine oder nur geringe Abgaben entrichten muss und somit – wie Küttner schreibt – seinen «Schweiss nicht für Zollbediente, Accise und Steuer»[107] vergeuden braucht.[108]

Zum anderen bemerken die Reisenden das entwickelte Selbstwertgefühl der Eidgenossen: «[...] offenherzig und frey strecken sie einem die Hand entgegen und zeigen eine unschuldige Freude, dass man sich um ihre Sachen bekümmert. [...] Sie wissen, dass sie Bürger, [...] dass sie ein freyes Volk sind [...].»[109] Solche Beobachtungen – sie waren in Deutschland nicht zu machen – weckten das Interesse für die Ursachen einer so gänzlich anderen Mentalität.

Offensichtlich für den Fremden war die vielerorts sichtbare Traditionspflege.[110] Die engagierten Bemühungen der schweizerischen Aufklärer seit den Fünfzigerjahren, mit Liedern, Schauspielen, publizistischen und populärwissenschaftlichen Schriften Geschichtspflege zu betreiben, hatten Erfolge gezeitigt. Die Schweizer interessierten sich zunehmend für die Helden aus ihrer eidgenössischen Gründerzeit; sie glaubten gar in einer ungebrochenen Ahnenfolge zu stehen.[111] Küttner, ein Kenner des Landes, sieht in diesem Aneignungsprozess eine weithin ungerechtfertigte Selbststilisierung der Eidgenossen: «[...] die Namen eines Tell und der ersten Eidsgenossen sind in jedermann Munde; er sieht die bekannten Schlachtfelder, und weiss ein wenig von ihrer Geschichte; seine Balladen und Volkslieder beziehen sich darauf, und alles trägt dazu bey, ihm jenes Gefühl von Freyheit zu geben, die er oft in der That nicht besitzt. Er spricht häufig von Sklaven und Fürstendienern, und erhebt dadurch sich und sein Land über alle andre Völker und Länder der Erde.»[112]

Doch nicht alle Besucher des Landes begegneten dem Selbstbild der Schweizer so kritisch wie Küttner, der sie viele Jahre in ihren Alltagsgeschäften beobachtet hatte. Der republikanischen Tradition konnten sich in der Regel Einheimische und Fremde nicht entziehen. Jene fanden in der Geschichte die erwünschte Selbstbestätigung und Identifikationsmöglichkeit, mithin einen Beweis für die – so glaubten sie – immer noch aufrufbare Kampfeskraft der Eidgenossen.[113] Die Deutschen wiederum hielten gern an dem Glauben fest, es existiere in der Schweiz ein Volk, das sich, freiheitsliebend, jeglicher Tyrannei vehement entgegensetze, ganz so wie es die Helden der Vorzeit, namentlich Tell, Winkelried, Walter Fürst und Stauffacher, vorgemacht hatten.[114]

Die Bedeutung dieser Männer für das Selbstverständnis der Eidgenossen als freie Menschen kann gar nicht überschätzt werden. Als 1760 in der Schweiz eine kleine Schrift mit dem Titel *Wilhelm Tell. Ein Dänisches Mährgen* erschien, in der die Existenz des Helden geleugnet wurde, erhob sich eine Welle der Entrüstung.[115] Die Abhandlung war schon 1752 von dem Pfarrer Uriel Freudenberger verfasst worden; Gottlob Emanuel von Haller, der älteste Sohn des *Alpen*-Dichters, hatte sie nun, acht Jahre später, überarbeitet und herausgegeben. Sofort setzte Joseph Anton Felix von Balthasar eine Gegenschrift *Vertheidigung des Wilhelm Tell* auf, die noch im selben Jahr erschien. Haller wurde zum Widerruf seiner Gedanken gezwungen, das Werk geächtet und in Uri sogar verbrannt.[116] Dieser Zwischenfall in der weithin ungebrochenen Tell-Verehrung macht deren nationale Bedeutung noch einmal deutlich. Johann Jakob Bodmer, Johann Ignaz Zimmermann und Johann Ludwig Ambühl hatten ihn zum Helden ihrer Stücke gemacht. Aufführungen von Tell-Dramen stellten Höhepunkte eidgenössischen Lebens dar.[117] In den fol-

genden Jahrzehnten wurde die Existenz der Gründergestalt nicht mehr ernsthaft geleugnet; Tell blieb die Identifikationsgestalt für alle Freiheitliebenden.[118]

Einheimische und Fremde gleichermassen besuchten die Stätten seines Wirkens. Als sich Johann Georg Sulzer am Vierwaldstättersee der Helden Walter Fürst, Winkelried und Tell erinnert, die er mit Agamemnon, Ajax und anderen homerischen Heroen vergleicht, erfasst ihn eine erhabene Stimmung, die andere Reisende wohl ganz ähnlich erfahren haben dürften: «Ich gestehe, dass das Andenken der ehedem hier vorgefallenen Dinge mich mit Ehrfurcht [...] erfüllt hat. Dieses ist dachte ich, wahrer klassischer Boden, nicht fabelhafter, sondern großer wirklicher Szenen, deren herrliche Folgen jezt, nach mehr als vier Jahrhunderten, die hiesigen Landeseinwohner noch in vollem Maaße genießen.»[119]

Nach ebendiesen Verhaltensweisen und politischen Strukturen, die – so war Sulzer zu verstehen – bis in die Gegenwart hinein konserviert worden waren, hielten die deutschen Reisenden Ausschau. Ihre Aufmerksamkeit galt dabei vor allem der urkantonalen Demokratie der Innerschweiz, von Appenzell, Glarus und Gersau.

Ein Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens in diesen Kantonen waren die jährlich zumeist im Mai stattfindenden Landsgemeinden. Sie galten als ein Anziehungspunkt für die Reisenden, weil sie hier Zeugen direkter Demokratie werden konnten. William Coxe beschrieb den Lesern seine Eindrücke von einer solchen Zusammenkunft in Glarus: «Man stelle sich, wenn man's kann, was rührenderes vor, als dieses Schauspiel – oder etwas ehrwürdigers, als eine Versammlung freyer Männer, die sich vereinigt haben ihr gemeinsamliches Interesse zu berathen – auf dem Fleck Landes, wo sie gebohren worden, der sie nähret, den sie gegen das Joch der Herrschsucht, das die Welt so hart drückt, vertheidigt haben; vor ihren Augen ihre Söhne, die itzt schon auf das Wort Freyheit in Flammen gerathen, und von ihnen lernen, sie auf ihre Nachkommenschaft fortzupflanzen. [...] ich war von dem, was ich sah, aufs lebhafteste durchdrungen, und konnte das Gemisch von Grösse und Einfalt, wovon mir bisher nichts einen solchen Begriff gegeben hatte, nicht genug bewundern. Alles schien mir würdig der ersten Ältern der Welt zu seyn. So dacht ich mir die alten Römer, und Griechenlands Republikaner; so jene tugendhaften Gallier, und jene tapfern Germanen, unsre ehrwürdige Väter!»[120] Mit gleicher Anteilnahme und Begeisterung haben Küttner, Johann Georg Schlosser, Robert, Ebel u.a. über diese Veranstaltungen berichtet.[121] Bei allen Vorbehalten, die die Deutschen Volksdemokratien entgegenbrachten, lobten sie die Wirkung der Regierungsform auf die Mentalität der Bürger. Da diese nicht nur wahlberechtigt waren, sondern auch, ohne in besonderer Weise privilegiert zu sein, verantwortungvolle gesellschaftliche Funktionen übertragen bekommen konnten, identifizierte sich ein grosser Teil der Bevölkerung mit seinem Staat. Immer wieder waren Besucher der demokratischen Kantone erstaunt, dass sich hinter einem einfachen Landmann, Wirt oder Hirten ein Regierungsbeamter verbarg.[122] Mit der Teilhabe an der Macht wuchs deren Interesse an den öffentlichen Vorgängen,[123] sie wurden zu Patrioten.[124]

Das Erleben der direkten Wahlfreiheit, das selbstbewusste Auftreten dieser Völker, die über ihre Verhältnisse selbst entscheiden konnten, waren den Deut-

schen so ungewöhnliche Tatsachen, dass sie die demokratischen Kantone mit «den blühenden Demokratien Griechenlands»[125] verglichen.[126]

In der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek* war im Jahr 1794 zu lesen: «Über kein Land und kein Volk ist in Deutschland in diesem Jahrhundert, und besonders in der letzten Hälfte derselben, so viel geschrieben und gedichtet worden, als über die Schweiz und die Schweizer.»[127]

Sucht man nach den Ursachen für das anhaltende Interesse der Menschen am Nachbarland, muss zunächst nach den Erfahrungen gefragt werden, die sie in der Heimatkultur machten. Die weit über den Einzelnen hinausgehende Bereitschaft, den Schweiz-Mythos zu evozieren und mitzutragen, lässt den Schluss zu, dass zumindest ein Teil der Deutschen sein Leben nicht als erfüllt betrachtete und deshalb nach Alternativen Ausschau hielt. Er wünschte, die vorhandenen Erfahrungsräume real oder ideell zu verlassen.

Es ist denkbar, dass die Suche nach einer idealen Lebenswelt das Ergebnis einer ablehnenden Haltung gegenüber konkreten politischen Sachverhalten in den feudalabsolutistischen Staaten war. Doch der Mythos Schweiz, wie er sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darstellte, ist mit einer solchen Unzufriedenheit allein nicht hinreichend erklärt. Die Herausbildung einer mondänen Hof- und Stadtkultur wurde als abnorme, naturwidrige Entwicklung begriffen; es entstand – nicht zuletzt durch Rousseau gefördert – eine allgemeine zivilisationskritische Stimmung: «[...] der künstlichen Bedürfnisse und Laster des bürgerlichen Lebens überdrüssig»[128], sehnte man sich nach naturbelassenen Räumen und ursprünglichen, patriarchalischen Lebensverhältnissen.[129]

Es stellte einen Glücksfall dar, dass das Land, dem die Deutschen so sehnsüchtig anhingen, nahezu problemlos aufgesucht werden konnte.[130] Es war kein fiktives Utopia oder antikes Arkadien und keine entfernt liegende Südseeinsel. Trotz der geographischen Nähe und der zum Teil gemeinsamen Sprache sahen viele Deutsche in der Eidgenossenschaft eine Gegenwelt.[131]

Als Georg August von Breitenbauch 1791 sein opulentes wissenschaftliches Werk über die *Geschichte von Arkadien* abgeschlossen hatte, setzte er der Schrift eine Widmung *An die Helvetier* voran: «Keinem germanischen Volke konnte die Geschichte der Arkadier mit mehrerm Rechte gewidmet werden, als Euch; denn keines war diesen Erdensöhnen in ihren Schicksalen und Geschäften ähnlicher.»[132] Breitenbauchs Laudatio auf das schweizerische Volk beweist, dass bis in die deutsche Geschichtswissenschaft hinein der Eidgenossenschaft das Image eines idealen Staates, der sich nur an den antiken Mustern messen lasse, beigelegt wurde. In der schöngeistigen und populären Aufklärungsliteratur bediente man sich häufig solcher hyperbolischer Vergleiche, oft wurden die Namen idealer Landschaften aus den verschiedenen Mythologien herangezogen, um die Schweiz oder Teile von ihr zu beschreiben. Da wird vom «Elysium»[133] gesprochen, «ein goldnes Zeitalter»[134] beschworen und immer wieder «das Bild einer arkadischen Welt»[135] gemalt.

Wie auch immer im Einzelnen die Werke angelegt waren, den Lesern wurde der Eindruck vermittelt, als wäre die Schweiz durch ihren Entwicklungsrückstand prä-

destiniert, die Menschen in den zivilisierten Staaten vor einem weiteren naturwidrigen Fortschritt zu warnen.[136] Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang der Vorschlag, die «schweizerischen Sitten aus eben dem Gesichtspunkte für die neueren Deutschen» zu schildern, «aus welchem Tacitus den Römern von den Sitten der alten Deutschen erzählte»[137].

Anmerkungen

1 Johann Gottfried Ebel: Schilderung der Gebirgsvölker der Schweitz, Theil 1, Leipzig 1798, S. 59f.

2 Auf die Auflistung der unüberschaubar gewordenen Literatur, die sich in den letzten Jahrzehnten mit dem Naturerhabenen beschäftigt hat, wird hier verzichtet. Verwiesen sei einzig auf den profunden, zusammenfassenden Beitrag von Carsten Zelle: Das Erhabene (17. u. 18. Jahrhundert), in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. v. Gert Ueding, Bd. 2, Tübingen 1992, S. 1364–1378.

3 (Christian Cay Lorenz Hirschfeld): Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz. Zum Nutzen junger Reisender, Bd. 1, Leipzig 1769, S. 68.

4 So heisst es 1777 in einem Reisebericht über die Schweiz: «Man kommt in unsern Tagen immer mehr von dem Vorurtheil zurück, dass die Schweiz weiter nichts, als eine traurige Wüsteney und Einöde sey.» (Über das Interessanteste der Schweiz. Aus dem Franz. frey übersezt, – berichtigt und vermehrt (von Johann Heinrich Friedrich Ulrich), Bd. 1, Leipzig 1777, S. 124).

5 Ebel würdigt den Wissenschaftler noch 1793 als einen unvergessenen Pionier der Natur- und Völkerkunde seines Landes, der angesichts der «damaligen Naturkenntnisse ein vollständiges Werk über dasselbe» geliefert habe. Und er fährt fort: «Keiner seiner Landsleute ist ihm darinn bisher gefolgt, und hat ihn also noch viel minder übertroffen.» Seine Arbeiten seien stattdessen «von den nachfolgenden Reisenden immer ausgeschrieben» worden. ([Johann Gottfried Ebel]: Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art in der Schweitz zu reisen, Theil 1, Zürich 1793, S. 111) Und Karl Gottlob Küttner weiss 1786 zu berichten, dass man Scheuchzers wissenschaftliches Werk noch bis vor kurzem «als klassisch betrachtete», und dass es «viele Jahre hindurch ungefähr das einzige war, in dem man ausführliche Nachrichten über den natürlichen Zustand der Schweiz» finden konnte. ([Karl Gottlob Küttner]: Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an Seinen Freund in Leipzig, Theil 3, Leipzig 1786, S. 259).

6 Johann Jacob Scheuchzer: Natur=Geschichte des Schweitzerlandes, samt seinen Reisen über die Schweitzerischen Gebürge. Aufs neue hg., und mit einigen Anmerkungen versehen von Johann Georg Sulzer, 2 Theile, Zürich 1746.

7 Johann Georg Sulzer: Beschreibung der Merckwürdigkeiten, welche er in einer Ao. 1742. gemachten Reise durch einige Orte des Schweitzerlandes beobachtet hat, Zürich 1743, S. 7.

8 Johann Georg Sulzer: Unterredungen über die Schönheiten der Natur, nebst desselben moralische Betrachtungen über besondere Gegenstände der Naturlehre, Berlin 1770, S. 210.

9 Das Werk wurde 1778 nochmals unter dem Titel *Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens* veröffentlicht.

10 Gottlieb Sigmund Gruner: Die Eisgebirge des Schweizerlandes, Theil 1, Bern 1760, S. IX.

11 Ebd.

12 (Gottlieb Sigmund Gruner): Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens, Theil 1, London (=Bern) 1778, S. 173. – An einer anderen Stelle heisst es: «Fürchterlich den Sinnen – majestätisch einem philosophischen Geiste.» (Ebd., 128).

13 Goethe im Gespräch mit Eckermann, 22. Februar 1824, in: Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823–1832, Berlin 1956, S. 104.

14 Vgl. dazu die Fascikel zur dritten Schweizreise 1797, in: Goethe: Werke, hg. im Auftrage der Grossherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe), 133 Bde., Weimar 1887–1919, 1. Abt., Bd. 34,2, S. 61–137 [künftig WA]. – Siehe auch Uwe Hentschel: Goethe und die Reiseliteratur am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1993, hg. v. Christoph Perels, Tübingen 1993, S. 114–118.

15 «[...] man gehet durch den Orkus ins Elysium [...].» ([Braunschweiger]: Promenade durch die

Schweiz, Hamburg 1793, S. 128); «Auch glaube ich kaum, dass es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen, durch einen so kleinen Raum voneinander getrennt werden, als durch das Urnerloch.» (Christoph Meiners: Briefe über die Schweiz, Theil 2, Berlin 1785, S. 139).

16 (Johann Gerhard Reinhard Andreae): Briefe aus der Schweiz nach Hannover, geschrieben in dem Jahre 1763, Zürich 1776, S. 108.

17 Wilhelm Coxe: Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweitz an William Welwoth, Zürich 1781, S. 107.

18 Carl Friedrich Klischnig spricht «von den erhabnen, schrecklich=schönen und reitzenden Naturscenen in diesem Lande». ([Carl Friedrich Klischnig]): Fritz Wanderers Lebensreise, Berlin 1795, S. 134).

19 Karl Ludwig Fernow: Reisetagebuch, in: Johanna Henriette Schopenhauer: Sämmtliche Schriften, Bd. 1, Leipzig u. Frankfurt a. M. 1830, S. 164.

20 Carl Gustav Carus: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. Nach einer zweibändigen Originalausgabe von 1865/66 neu hg. von Elmar Jansen, Bd. 1, Weimar 1966, S. 326.

21 Samuel Gottlieb Bürde: Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise durch einen Theil der Schweiz und des obern Italiens nebst Auszügen aus Briefen über einige Gemälde, Breslau 1785, S. 85f.

22 «Die sinnliche Natur schaudert zusammen in ihrer Nichtigkeit, aber der freie Geist jauchzt bei diesem großen Anblick.» (Johanna Schopenhauer: Damals in Weimar! Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer, hg. v. H.H. Houben, Leipzig 1924, S. 155f.); «Sie erniedrigen mich nicht diese mächtigen Geschöpfe, im Gegentheil finde ich mich erhöht, wenn ich bey ihrem Anblick an unsern gemeinsamen Urheber denke, der mir zerbrechlichem Wesen eine unsterbliche Seele gab.» ([Sophie von Laroche]: Tagebuch einer Reise durch die Schweiz, von der Verfasserin von Rosaliens Briefen, Altenburg 1787, S. 187f.).

23 Samuel Gottlieb Bürde: In Italien gedichtet, wohin der V. durch die Gebirge der Schweiz gereiset war, in: (Heinrich August Ottokar Reichard): Kleine Reisen. Lektüre für Reise-Dilettanten, Bd. 2, Berlin 1786, S. 303f.

24 Carl Gustav Carus: Briefe über Landschaftsmalerei, hg. v. Dorothea Kuhn, Heidelberg 1972, S. 29.

25 Ganz ähnlich erlebt Wilhelm Heinse das Hochgebirge: «Gottes Schönheit dringt in all mein Wesen, ruhig und warm und rein; ich bin von allen Banden gelöst, und walle, Himmel über mir und Himmel unter mir, im Element der Geister wie ein Fisch im [!] Quelle. Seligkeit einathmend und ausathmend.» (Heinse an Fritz Jacobi, 29. August 1780, in: Wilhelm Heinse: Sämmtliche Schriften, hg. v. Heinrich Laube, Bd. 8, Leipzig 1838, S. 27f.).

26 «[...] hier vergisst er [der Mensch – U.H.] sein irdisches Vaterland und wird Bürger des Weltalls. Hier verschwindet der Strom der Zeit vor seinem geistigen Auge, und er vertieft sich mit seinen Gedanken in das Meer der Ewigkeit [...].» (Nikolai Karamsin: Briefe eines reisenden Russen. Berlin 1981, S. 270).

27 Johann Georg Sulzer: Beobachtungen und Anmerkungen auf einer im J. 1775 u. 76 gethanen Reise. Aus Deutschland nach der Schweiz und Oberitalien und Über den St. Gotthard zurück nach Deutschland. Als Fragment aus seinem Tagebuch gezogen, Bern u. Winterthur 1780, S. 248.

28 Ebel, Anleitung (Anm. 5), S. 10.

29 Ebd., S. 15.

30 «O! *nur* in der *Einsamkeit erhabener Natur* findet der Mensch sich selbst und den Adel seines Wesens wieder [...].» (Ebd., S. 17); «Warlich, dahin sollte ein ieder, der im Geräusche der Welt sich selbst zu schätzen und in sich die Quelle seiner Ruhe und Glückseeligkeit zu finden verlernt hatte; dahin ein ieder, den unruhiges Treiben nach Außendingen quält, die, wenn sie auch seiner greifenden Hand nicht immer entfliehen, dennoch die gehoffte Zufriedenheit nie gewähren können: denn hier oder nirgend kann der Mensch es lernen, dass wenig bedürfen und ein freies Herz im Busen tragen seine einzige wahre Zufriedenheit ist, hier oder nirgend lernt er die Ketten zerreißen, welche ihn an tausend Kleinigkeiten der Welt fesseln, hier oder nirgend fühlt er sich so unendlich über alles, was Menschen, was Zufall ihm geben können, erhaben, und gross in sich selbst, in eigner anerschaffner Würde, der Gott der Erde. Jede irdische Leidenschaft schweigt vor dem Anblike, der erhabnen ewigen Natur [...]. «(C. F. v. Schmidt=Phiseldek: An F. R**m. Über die Wirkung erhabener Naturgegenstände, in moralischer Hinsicht, in: Der Genius der Zeit, hg. v. A. Hennings, Altona 4 (1795), S. 64).

31 Johann Gottfried Ebel: Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweitz zu bereisen, Theil 1, 3. ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage, Zürich 1809, S. 16.

32 Schiller: Werke. Nationalausgabe. Hg. im Auftrag der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (Goethe- u. Schiller-Archiv) u. des Schiller-Nationalmuseums in Marbach des Schiller-Nationalmuseums und der Deutschen Akademie von Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese (seit 1978 von Siegfried Seidel u. Norbert Oellers), Bd. 20, Weimar 1962, S. 430 [künftig NA].

33 Johann Heinrich von Orell: Beschreibung einer Reise über den Rigiberg und durch die vier Waldstädte, in: Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten, 13. Theil, Leipzig 1791, S. 216.

34 (Johann Jacob Bodmer u. Johann Jacob Breitinger [Hg.]): Die Discourse der Mahlern, 5. Discours, Zürich 1721, unpagn.

35 Küttner (Anm. 5), Theil 2, S. 111.

36 Thomas Abbt: Über die Patriarchen des A.T., in: Ders.: Vermischte Werke, Theil 6: Briefe und Fragmente, Berlin u. Stettin 1781, S. 102f.

37 August Wilhelm Iffland: Blick in die Schweiz, Leipzig 1793, S. 86f.

38 Dergleichen fanden die Reisenden häufig: «Nicht selten trift man hier [Appenzell-Innerrhoden – U.H.] auf ehrwürdige Greise mit langen patriarchalischen Bärten.» (Carl Grosse: Die Schweiz, Bd. 2, Theil 1, Halle 1791, S. 2); «Die alten Leute auf dem Lande im Innern der Schweiz haben ein sehr ehrwürdiges Ansehn, und tragen noch einen langen Bart [...].» (Reisen durch Helvetien und Italien in den Jahren 1776, 1777 und 1778. Ein Auszug aus dem Französischen, Theil 1, Hamburg 1784, S. 25).

39 Ein Patriarch wurde 1791 wie folgt beschrieben: «Ein Greis, die Schläfe von Silberlocken umwallt, dessen Miene gleich beym ersten Anblick Ehrfurcht und Liebe erwirbt, von keinen Wünschen, die er nicht erfüllt sehen kann, beunruhigt, von zerrüttenden Leidenschaften ungetrübt, von keiner Furcht wegen der Zukunft geängstet, durch keine religiöse oder politische Einrichtung beschränkt, Ruhe und Freude im Blick und das Bewusstseyn eines wohldurchlebten, wohlgenossenen Lebens, noch im hundertsten Jahre im vollen Gefühl seiner Kräfte; geliebt und gepflegt vom guten Weibe seiner Jugend; im Kreise zahlreicher blühender Söhne und Töchter, deren grösster Stolz ist, zu sagen: das ist unser Vater! um dessen Knie die fröhlichen Enkel und Urenkel scherzen in der Fülle der Gesundheit; dessen Hütte Unschuld und die leichte Befriedigung weniger unerkünstelter Bedürfnisse beglücken; von Freunden und Gästen und Knechten und Fürsten geehrt und geliebt; zugleich Fürst und Priester und Richter und Rathgeber und Freund und Vater seines kleinen durch ihn glücklichen Volks. So ungefähr denken wir uns einen Patriarchen.» (Nachtigal: Über den Wunsch, auf einer niedrigen Stufe der Kultur zu leben, besonders im patriarchalischen Zeitalter, in: Deutsche Monatsschrift, hg. v. F. Gentz u. G.N. Fischer, Berlin 1791, Bd. 1, S. 152).

40 Plouquet fand in den «Thälern von Wallis, deren Bewohner durch die wilden Verschanzungen, die die Natur um sie hergezogen hat, gleichsam von der übrigen Welt abgeschnitten sind, [...] noch einen Schatten von iener Einfalt und Unschuld, in deren Schoos den Patriarchen der Völker ihr Leben so heiter und ruhig dahinfloss». ([Wilhelm Gottfried Ploucquet]: Meine Wanderungen in der romanischen Schweitz, Unter=Wallis und Savoyen, in den Monaten August und September 1791, Tübingen 1793, S. 7); «Die braven Älpler befriedigten, mit wahrhaft patriarchalischem Entgegenkommen jede Forderung meines hülfsbedürftigen Zustandes, und schlugen mit edelm Unwillen mein dargebotenes Geldgeschenk aus.» (Friedrich von Matthisson: Die Felsenkuppe von Mayenne, in: Ders.: Schriften, Bd. 2, Zürich 1825, S. 202f.). – Robert lobt die Gastfreiheit der Menschen in der Nähe des Rheintals: «Auf seinem Gipfel traf ich zwey Hirten an, die mitten unter ihren Heerden wohnen, und von grossen Steinen eine Art von Hütte so gut als möglich zusammengesetzt hatten. Diese Kuhhirten, Kinder der bloßen Natur, boten mir Milch an, die ich mit der größten Dankbarkeit, im Bewusstsein der mir bevorstehenden Wüste, annahm. Jeden Beweis meiner Erkenntlichkeit schlugen die guten Leute standhaft aus: Geschenk für Gastfreyheit wäre hier Beleidigung! wie fern von unsern Sitten!!!» (François Robert: Reise in die dreyzehn Cantone der Schweiz, nach Graubündten, dem Walliserlande, den übrigen zugewandten Orten und Unterthanen der Eidgenossenschaft. Aus dem Französischen, Theil 1, Berlin 1790, S. 271f.).

41 Reise auf den Mont-Blanc und in einige malerische Gegenden Savoyens (aus dem Franz. vom Magister Reinecke, Verf. der Eichenblätter.), in: Der Genius der Zeit, hg. v. A. Hennings, 3 (1794), S. 602.

42 Ebd.

43 Gottlieb Konrad Christian Storr: Alpenreise vom Jahre 1781, Theil 1, Leipzig 1784, S. XLIX.

44 Friedrich von Matthisson: Briefe, Theil 2, Zürich 1795, S. 209.

45 Karamsin (Anm. 26), S. 270.

46 Christian Gottlieb Schmidt: Von der Schweiz. Journal meiner Reise vom 5. Julius bis 7. August 1787. Aus dem Nachlass von Günther Goldschmidt hg. v. Theodor und Hanni Salfinger, Bern und Stuttgart 1985, S. 89.

47 (Gottlieb Sigmund Gruner): Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens, Theil 1, London (=Bern) 1778, S. 270.

48 Grosse (Anm. 38), S. 2. – «Das Hirtenleben der Älpler entfaltet da, wo es noch ganz in seiner Eigenthümlichkeit und Unverdorbenheit ist, sichtbar das Leben des reinsten Naturmenschen, dessen Wünsche und Ideen, dessen Glückseeligkeit und Aberglaube sich lediglich auf die Art seiner Beschäftigung beziehen.» (Ebd., S. 3).

49 So wird berichtet, dass der Älpler mit viel Aufwand «dem Boden seine Früchte abzwingen» musste und zumeist «nur allmählig zu einem ergiebigen Weidenertrag» gelangte. (Ebd., S. 3).

50 Beschreibung einer Lustreise durch die Schweiz. Im Augustmonat 1780, in: Johann Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniss dienender Nachrichten 3 (1781), S. 306.

51 J. W. F. v. R(einach): Kleine Schweizerreise 1788, Heidelberg 1790, S. 75.

52 Ebd., S. 75f.

53 Nachtigal (Anm. 39), S. 162.

54 Ebd.

55 Ebd., S. 163.

56 Ebd., S. 165.

57 Ebd., S. 166.

58 Über den fünften Punkt wird im Folgenden gesondert gehandelt.

59 Dazu zuletzt Thomas Frantzke: Goethes Schauspiele mit Gesang und Singspiele 1773–1782, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York Paris u. Wien 1998, S. 167–195.

60 Goethe an Wolfgang Heribert von Dalberg, 2. März 1780, in: WA IV, Bd. 4, S. 187.

61 Siehe Goethes Schreiben an den Komponisten Philipp Christoph Kayser: «Sollten Sie sich entschliessen es zu komponiren, so muss ich bitten, sich fein balde drüber zu machen, damit es bei uns zu einer Zeit noch aufgeführet werden kann, wo das Interesse der Schweizererzählungen noch nicht verraucht ist.» (Goethe an Philipp Christoph Kayser, 29. Dezember 1779, in: WA IV, Bd. 4, S. 158).

62 Goethe an Wolfgang Heribert von Dalberg, 2. März 1780, in: WA IV, Bd. 4, S. 187.

63 Goethe, Jery und Bätely, in: WA I, Bd. 12, S. 3.

64 Ebd.

65 Ebd.

66 Ebd.

67 So sagt Bätely: «[...] unsre Alpe gibt uns was wir brauchen, wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr [...].» (Ebd., S. 4f.).

68 Für August Wilhelm Schlegel ist das Stück «ein reizendes Naturgemälde in schweizerischen Sitten». (Schlegel: Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur, in: Ders.: Sämtliche Werke, hg. v. Eduard Böcking, Bd. 6, Leipzig 1846, S. 414) – Noch Ludwig Tieck lobte im 19. Jahrhundert den «leichten, idyllischen Charakter des Ganzen». (Ludwig Tieck: Dramaturgische Blätter, 1. Bdchen., Breslau 1826, S. 122). – Jean Paul meinte sogar: In Göthens Jeri und Bäteli lebt mehr Schweizer-Idylle als im halben Gessner.» (Jean Paul: Vorschule der Ästhetik, in: Ders.: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Eduard Berend, Bd. 11, Weimar 1935, S. 244).

69 Louis Antoine de Bougainville: Reise um die Welt, hg. v. Klaus-Georg Popp, Berlin [2]1977, S. 188.

70 Der Unterschied bestand darin, dass die Schweizer für ihr Lebensglück zumeist schwer arbeiten mussten.

71 Ebel, Schilderung (Anm. 1), S. 382f.

72 Storr (Anm. 43), S. 106 – Auch Friederike Brun spricht von «guten aber halbwilden Hirten» (Friederike Brun: Über einige Gegenden am Jura, besonders über Orbe und Valeires. An meinen Pflegesohn, Carl von Bonstetten, in: Dies.: Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien in den Jahren 1801, 1802, 1803. Nebst Anhängen vom Jahr 1805, Bd. 1, Zürich 1806, S. 154).

73 Storr (Anm. 43), S. 106.

74 «[...] der Anblick einer sehr hübschen Tochter der Wirthin erinnerte mich an die liebenswürdigen Otahitierinnen, die dem jungen *Forster* und seinen Gefährten, da sie sehr ermattet waren, mit ihren zarten Händen, Arme und Schenkel rieben und ihnen bald alle Müdigkeit benahmen.» (Beschreibung einer Lustreise durch die Schweiz. Im Augustmonat 1780, in: Johann Bernoulli's Sammlung

kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten 3 (1781), S. 308); «So denke ich mir Otaheiti unter seinen Brod-Bäumen, wie dieß [Meiringen – U.H.] unter seinen Nuß- und Obst-Bäumen, und noch glaube ich nicht daran, daß dort die Einfassung des flachen Weltmeers Meyringens Berg-Einfassung mit ihren Wasserfällen irgend aufwiegen könne.» (Johann Arnold Günther: Erinnerungen aus den deutschen Kriegs-Gegenden, aus der Schweiz und aus den angrenzenden Ländern, in vorzüglicher Hinsicht auf Natur-Schönheit und auf Völker-Glück. Aufgesammelt im Sommer 1796. Nach dessen Tode hg. v. Friedrich Johann Leopold Meyer, Hamburg 1806, S. 349).

75 Storr (Anm. 43), Theil 1, S. XLVIII.

76 Schmidt (Anm. 46), S. 89.

77 Karamsin (Anm. 26), S. 276.

78 So lautet der Titel eines Aufsatzes in der *Deutschen Monatsschrift* 1791. Auf ihn reagiert Aloys Wilhelm Schreiber 1793 in seinen *Launen, Erzählungen und Gemälde.*

79 (Christian Cay Lorenz Hirschfeld): Das Landleben, Bern 1767, S. Vff.

80 Johann Caspar Hirzel: Wirthschaft eines philosophischen Bauers. Neue, vermehrte Auflage, Zürich 1774, S. 18.

81 Ebd.

82 Siehe hierzu den Abschnitt *Der Musterbauer als bürgerliches Menschenideal,* in: Thomas Lange: Idyllische und exotische Sehnsucht. Formen bürgerlicher Nostalgie in der deutschen Literatur des 18. Jahrhundert, Kronberg/Ts. 1976, S. 76–87.

83 Hirschfeld, Das Landleben (Anm. 79), S. 154.

84 Ebd., S. 137.

85 Johann Caspar Hirzel: Neue Prüfung des Philosophischen Bauers, nebst einigen Bliken auf den Genius dieses Jahrhunderts und andere den Menschen interessierende Gegenstände, Zürich 1785, S. 73.

86 Hirschfeld, Das Landleben (Anm. 79), S. 237.

87 Ebd., S. 239.

88 «Selbst auf den Dörfern trift man aufgeklärte Leute an, wie schon von so vielen Reisenden bemerkt ist. Fast alle haben einen gewissen republikanischen Geist, der sich sehr warm für öffentliche Angelegenheiten interessirt, der die Einrichtung und Verhältnisse der Republik kennt, ihren Vortheilen und ihren Fehlern nachsucht, frey nach seiner Einsicht urtheilt, ohne die sclavische Zurückhaltung mancher Diener kleiner Fürsten, und der selbst gegen die entfernten Begebenheiten in Europa nicht gleichgültig ist. Dies ist überhaupt der Charakter der aufgeklärten Einwohner in den Dörfern der Schweiz.» (Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Neue Briefe über die Schweiz. Erstes Heft, Kiel 1785, S. 42f.).

89 «Oft schwingt sich ein Bauer durch seinen gesunden Verstand, durch anerkannten Biedersinn auf die erste Stelle des Staats.» (Robert [Anm. 40], Theil 2, S. 154f.).

90 «Nichts war bezaubernder, als der erste Eintritt, den ich in diese Gegenden that. Es war im Anfang des Junius, und die erste Heuerndte beschäftigte das Landvolk. Die Milde der Jahrszeit, die Heiterkeit des Tages, die anmuthigen Dörfer und die einzelnen Landhütten umher, das muntre Gewühl der Erndte in den Wiesen und an den Hügeln, die emsigen Töchter der Natur, voll blühender Reitze, voll Gesundheit und Freude, zwischen ihren muthigen Gehülfen, manches frohe Lied, das in den zerstreuten Haufen ertönte, der gegenwärtige Anblick von dem Glück freyer Landleute, alles dieses vereinigte sich, ein Gemisch der süssesten Empfindungen zu erwecken, und die Einbildungskraft in der Fülle arcadischer Bilder schwelgen zu lassen.» (Hirschfeld, Neue Briefe [Anm. 88], S. 126f.).

91 Ebd., S. 127f. – Siehe auch Ebel: «Die Kuh im *Appenzeller*-Land genießt mehr der Achtung, welche jedem nützlichen Wesen der Natur gebührt, und befindet sich glücklicher als Millionen Menschen Europas, welche unter dem Prügel und der Knute ihr Leben verfluchen; ist es möglich, daß diese Parallele am Ende des achtzehenden, des so genannten philosophischen Jahrhunderts wahr sey, wahrhaftig in einem empörenden Sinn Statt finde? – Abscheuliche Realität!! –» (Ebel, Schilderung der Gebirgsvölker [Anm. 1], S. 149f.).

92 Die Umgebung von Zürich ist für Günther «ein unendlich schöner und großer Natur-Garten». (Günther [Anm. 74], S. 270); «Das ganze Land [zwischen Eglisau und Zürich – U. H.] scheint Ein Garten: es ist mit der größten Sorgfalt bebauet, alles kündigt die Betriebsamkeit der Einwohner an [...].» (Briefe eines Reisenden in der Schweiz, in: Politische Annalen 8 [1794], S. 306); «Eben die Spuren des Wohlstandes, welche du in den Städten findest, siehst du auf dem Lande. In geräumlichen, netten und lichten Häusern wohnt das wohlgenährte, wohlgekleidete, arbeitsame, frohe

Volk. Seine Äcker werden mit Fleiß wie Gärten gebauet, und machen einen desto mehr auffallenden Kontrast mit den wilden Schönheiten der sie rings umgebenden Natur.» (Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien, Bd. 1, Königsberg und Leipzig 1794, S. 77). – Für Spazier ist die Landschaft um Zürich «eine einzige Fruchtallee und ein großer Obstgarten» (Karl Spazier: Wanderungen durch die Schweiz, Gotha 1790, S. 426f.). – Wenn man am rechten Seeufer entlang ging, schien es, «als ob man in einem Garten wandelte». (Erzählungen von einer Reise durch einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz im Jahre 1796, Berlin 1798, S. 230); «Der Thurgau, wovon ich einen beträchtlichen Theil durchzog, heisst nun in meiner Privatgeographie der Thurgarten: denn als ein blühender und fruchtschwangerer Garten kündigt sich dieser gesegnete Landstrich dem ersten Überblick des Reisenden an.» (Friedrich von Matthisson: Eintritt in die Schweiz. 1787, in: Ders.: Schriften, Bd. 2, Zürich 1825, S. 108); «Weinstöcke und schwer belastete Obstbäume zieren die lieblichen Bergrücken [Thurgaus – U.H.], welche von tanzenden und geschwäzigen Bächlein benetzt werden.» (Josef Anton Koch: Das Reiseskizzenbuch aus dem Jahre 1791. Mitgeteilt von Th. Musper, in: Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen 56 [1935], S. 167–193, S. 178); «Der Einwohner Thurgaus, hat durch seine Ausharrung seit Jahrhunderten das wilde unter finstere Tannen erstickte Land in einen lachenden Garten umgeschaffen, und wahrhaft die Natur seinem Willen unterjocht.» (Ebel, Schilderung [Anm 1], S. 23). – Iffland über das Berner Gebiet: «Sehr recht habe ich irgendwo gelesen: ‹Es ist als führe man durch einen Garten.›» (Iffland [Anm. 37], S. 89); «Auf dem halben Wege zwischen Laufen und Basel fand ich eine solche Fruchtbarkeit des Landes, dergleichen mir in der Schweiz fast noch nicht vorgekommen war. Eine beträchtliche Strecke schien fast ein einziger Garten zu seyn.» (Meiners [Anm. 15], Theil 2, S. 388f.).

93 Spazier (Anm. 92), S. 428.

94 Ebd.

95 (Christian Heinrich Korn): Die Ausländer in der Schweiz oder Begebenheiten des Herrn von Tarlo und seiner Freunde, Ulm 1770, S. 13.

96 «Die Unschuld und Freyheit, welche sich in den ländlichen Sitten der glücklichen Bewohner dieser reizenden Gegenden zeigten, erinnerten sie oft an das so gerühmte goldene Zeitalter der Dichter.» (Ebd., S. 14).

97 Natürlich gab es auch kritische Stimmen, die davor warnten, «die Schilderungen aus dem Schäferleben des goldenen Zeitalters» zum Anlass zu nehmen, um ein Landgut zu kaufen. Leopold Friedrich Günther Goeckingk beschrieb in seiner Erzählung *Das versuchte Schäferleben* die Ernüchterung, die ein Ehepaar ereilte, das glaubte, in der Schweiz «völlig in der Manier» leben zu können, «welche ihnen die Schäfergedichte [...] vorschrieben». Der landwirtschaftlichen Arbeiten überdrüssig und finanziell ruiniert, kehrte es bald wieder in die Heimat zurück. Es war «nunmehr überzeugt, dass der Schäferstand der goldenen Zeit ein Traum der Dichter, und nach der Natur des Menschen nicht möglich sey.» (Leopold Friedrich Günther Goeckingk: Das versuchte Schäferleben, in: Ders.: Prosaische Schriften, Theil 1, Frankfurt am Main 1784, S. 59, 79 u. 85).

98 Kleist an Ulrike von Kleist, 12. Januar 1802, in: Heinrich von Kleist: Sämtliche Werke. Brandenburger Ausgabe, hg. v. Roland Reuss u. Peter Staengle, Bd. 2, Basel u. Frankfurt am Main 1983, S. 712.

99 «[...] und nun dem Lande der Freiheit entgegen!» (Matthisson an Johannes von Müller, 27. Juli 1787, in: Briefe an Johann von Müller, hg. v. Johann K. Maurer-Constant, Bd. 4, Schaffhausen 1840, S. 408). – Auch Carl Grosse bezeichnete die Schweiz als «das Land der Freyheit» (Carl Grosse: Über das Erhabene, hg. v. Carsten Zelle, St. Ingbert 1990, S. 43). Siehe auch Schmidt (Anm. 49), S. 36. – «Die Schweiz war vom Schicksal auserkohren, der Wohnsitz bürgerlicher Freiheit und Ordnung mitten in der weiten Wüste Europäischer Knechtschaft zu werden.» (Ebel, Schilderung [Anm. 1], Theil 2, Leipzig 1802, S. 335); «Der Ausländer betrachtet die *Schweiz* als ein freies Land, und die Einwohner desselben als freie Menschen. Obgleich dieser Vorstellung bei sehr wenigen Personen ein bestimmter Begriff zum Grunde liegt, so denkt sich doch wohl ein jeder so viel dabei, dass die große Klasse der Landbebauer in keinem Theile der Schweiz von der Feudalregierung, die ihre drückende Macht über alle Länder ausgebreitet hat, etwas wisse, und leide.» (Ebd., S. 31); «Ich wollte ein paar Tage die Freiheit im Land der Freiheit geniessen, und mich mit seinen entfesselten Bewohnern erfreuen.» (Josef Anton Koch: Das Reiseskizzenbuch aus dem Jahre 1791. Mitgeteilt von Th. Musper, in: Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen 56 [1935], S. 171); «[...] so trat ich in die Schweiz, in das Land der Freiheit und der goldnen Träume der Jugend, von dem der Vater in den langen Winterabenden erzählte, wenn die Mutter am Rocken saß.» (Johann Friedrich Benzenberg: Briefe geschrieben auf einer Reise durch die Schweiz im Jahr 1810, Bd. 1, Düsseldorf 1811, S. 3).

100 Siehe Hellmut Thomke: Das Bild der Schweiz bei den schwäbischen Dichtern des 18. Jahrhunderts,

in: Helvetien und Deutschland. Kulturelle Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland in der Zeit von 1770–1830, hg. Hellmut Thomke, Martin Bircher u. Wolfgang Proß, Amsterdam 1994, S. 21–31.

101 Christian Friedrich Daniel Schubart: Schubart's des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale, Bd. 6, Stuttgart 1840, S. 298.

102 Caroline von Wolzogen: Erinnerung aus der Schweiz, in: Dies.: Litterarischer Nachlass, Bd. 1, Leipzig 1848, S. 62.

103 «Und so bist du es denn, göttliche Freiheit, du erstes Geschenk der mütterlichen Natur, du fruchtbare Schöpferin der Freude, die du hier den Landmann ein Leben geniessen lässest, welches die schönste Nachbildung der arcadischen Glückseligkeit zu seyn scheinet. Unter deiner sanften Regierung belebet und begeistert sich die Liebe zum Vaterlande; die rauhen Felsen verändern sich, und nehmen die reizende Gestalt eines fetten Erdreiches an; und die wüste Einöde wird ein Lustgebilde, das von der Vergnügsamkeit beglükter Menschen erschallet.» (Hirschfeld, Das Landleben [Anm. 79], S. 239f.).

104 Ebd.

105 Robert (Anm. 40), S. 275.

106 Ebd., S. 95.

107 Küttner, Briefe (Anm. 5), Theil 1, S. 91.

108 «Die Worte: Contribution, Zoll, Accise, oder was diese Dinge sonst für Nahmen haben mögen, kennt man gar nicht; sie könnten in der hiesigen Sprache gänzlich entbehret werden, da man von der Sache nichts weiß. Jeder Mensch genießet das Seine ganz und ohne alle Verkürzung.» (Braunschweiger [Anm. 15], S. 48).

109 Küttner, Briefe (Anm. 5), Theil 1, S. 60.

110 «Mit Vergnügen hab ich sehr oft bemerkt, dass in diesem Lande eine ganz eigne, allgemeine Nationalbegeisterung herrscht; und ich konnte dem Feuer, dem Schwung, womit dieses Volk von den berühmten Männern unter seinen Voreltern spricht, denen es den Genuß seiner gegenwärtigen Freyheit und Glückseligkeit zu verdanken hat, meine hohe Bewunderung nicht versagen.» (Coxe [Anm. 17], S. 91).

111 «Wie erwärmte es unser Blut, und gab uns die würdigsten Begriffe von dem Werth unsers Glücks; und von den Verdiensten unserer Väter die uns solches erworben haben, wenn wir mehrmals zu bemerken den Anlass hatten, mit welchem Feuer und Stärke, mit welchem Stolze, und zugleich mit welch edler Einfalt, auch der geringere Mann unter unsern Miteidsgenossen in den kleinen Kantonen von dem Ursprunge seiner Freiheit und der glorreichen Thaten seiner Voraltern sprach und uns die Plätze wies, auf denen jene Wunder verrichtet worden! Viele von ihnen schienen uns in solchen Augenblicken so belebt, daß wir von ihnen glauben durften, die Nachfolge der Tugenden ihrer Ahnen würde ihnen wenig Mühe kosten.» (Johann Heinrich von Orell: Beschreibung einer Reise über den Rigiberg und durch die vier Waldstädte, in: Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten, 13. Theil, Leipzig 1791, S. 232).

112 Küttner, Briefe (Anm. 5), Theil 3, S. 214f.

113 «Es ist noch nicht erwiesen, daß der Heldenmut unserer Altvordern abgestorben sei, vielleicht ist er nur entschlafen, und das Geräusch der Waffen könnte ihn wieder erwecken.» (Johannes von Müller an Johann Georg Müller, 11. Mai 1774, in: Johannes von Müller: Briefe in Auswahl, hg. v. Edgar Bonjour, Basel 1953, S. 67).

114 «Wehe dem unbesonnenen Fürsten, der das Gebäude helvetischer Freyheit antasten würde! Auf seinen Kopf käme der Muth der Verzweiflung, den Schweizer oft zu Tage gelegt haben, die tausendmal den Tod wählen, ehe sie einmal beugen als Sklaven den Nacken unters Joch des Despoten. Es ist wahr, lange schon ruht Helvetien im Schooße des Friedens! Aber, es ist nur der Schlummer des Löwen, der brüllend und doppelt furchtbar erwacht!» (Robert [Anm. 40], Theil 1, S. 99).

115 «Jedes kleine Kind weiß diese Geschichte [Tell – U.H.] aufs Haar zu erzälen, und als vor einiger Zeit der Son des grosen Hallers diese Geschichte in Zweifel zog [...], so gebärdeten sich besonders die Urner so heftig wie die Kinder, wenn man ihnen die Puppe nemen will, und ich hätte Hallern seinen Buckel nicht assekuriren mögen, wenn er wäre nach Altorf gekommen.» (Schmidt [Anm. 46], S. 92).

116 Johannes von Müller berichtet dies: «Uriel Freudenbergers Tell ist in Uri verbrannt worden; und ich glaube, Haller selbst ist dieser Schrift wegen in Verdriesslichkeiten gekommen.» (Müller an Johann Heinrich Füssli, 10. Oktober 1772, in: Müller, Briefe [Anm. 113], S. 49).

117 «Der Zulauf des Volks ist dann außerordentlich, und das Interesse so allgemein, wie es nur bei Völkern möglich ist, denen Vaterland und Freiheit keine leeren Worte sind.» (Ebel, Schilderung [Anm. 1], S. 173).

118 «Größer aber kann die Verehrung Tells nicht gedacht werden, als sie im Canton Uri ist, wo man fast abergläubisch an allem hängt, was Beziehung auf seine Person und Geschichte haben kann; es dürfte daher Niemanden zu rathen seyn, an irgend ein Titelchen desselben auf Urner Grund und Boden laut und freymüthig zu zweifeln.» (Spazier [Anm. 92], S. 410).

119 Johann Georg Sulzer: Beobachtungen und Anmerkungen auf einer im J. 1775 u. 76 gethanen Reise. Aus Deutschland nach der Schweiz und Oberitalien und Über den St. Gotthard zurück nach Deutschland. Als Fragment aus seinem Tagebuch gezogen, Bern u. Winterthur 1780, S. 259f.

120 Coxe (Anm. 17), S. 240.

121 Die Appenzeller, die zur Landsgemeinde kommen: «Als ich den vielen Haufen kraftvoller Männer mit dem Degen in der Hand, freien Ganges daher wandernd, begegnete, glaubte ich die Vorväter dieses Landes zu sehen, wie sie vom Freiheitssinn belebt ihre Fesseln zerbrachen, wie Jung und Alt zu den Waffen griff, und von allen Orten zusammen strömte, um ihre Feinde zu vertilgen.» (Ebel, Schilderung [Anm. 1], Theil 1, S. 84).

122 «Ich erstaunte sehr, als ich an einer dieser schlechten Hütten vorbeiging, und ein Junge, mit dem ich mich eine Strecke lang unterhielt, mir sagte: hier wohne ein *Rathsherr!* – Seitdem bin ich es aber mehr gewohnt worden, den *Rathsherr* und den *Bauer* in Einer Person zu finden, und ich habe nicht Ursache gehabt, zu vermuthen, daß der *Rath* unter Dem verlieren möchte, was etwa zum *Herrn*, nach unsern Begriffen, fehlen sollte.» (Karl Ludwig von Knebel: Schweizerwanderungen, in: Literarischer Zodiacus, September 1835, S. 175); «Wir fragten nach unserm Wirthe und hörten, daß er ein Ratsherr des Cantons Schweiz und Statthalter der Grafschaft Uznach war. Dieses hören und den Mann selbst dazu sehen, [...], das macht auf uns andere aus Monarchien einen wundervollen, lächerlichen, staunenden Effekt; wir hören und können es nicht zusammenreimen mit dem, was wir sehen.» (Küttner, Briefe [Anm. 5], Theil 2, S. 17f.); «Stellen Sie sich einen Schuster, einen Schneider sc. oder einen plumpen Landmann vor, der in den Bergen eines demokratischen Cantons aufgewachsen ist, und der nun hier in einem Palaste wohnt, den Titel Exzellenz hat und vielleicht von Grafen, Marquisen und Edelleuten [...] eine Art von Hofaufwartung erhält!» (Ebd., S. 53f.); «Es ist in den Republiken nichts seltenes, daß ein Gerber, Fleischer, Becker etc. Präsident einer geheimen Kammer ist [...].»(Grosse, Die Schweiz, [Anm. 38], Bd. 2, Theil 2, S. 289); «Auffallend wird es Ihnen seyn, wenn ich Ihnen sage, daß unser Wirth hier Landvogt [Glarus – U.H.] war, und daß sein Sohn, der alle Wirthschafts=Geschäfte, so wie ein Kellner in andern Wirthshäusern, besorgt Major ist. [...] Der Landvogt und der Major sahen bei allem dem kaum so gut aus, wie ein mittlerer Bürger in einer deutschen Stadt.» (Briefe eines Reisenden [Anm. 92], S. 485).

123 «Er studiert seine Rechte, er lernt sie auseinandersetzen; er dringt bis zu den Triebfedern der Regierung ein; er raisonnirt, und ist oft gar ein Gelehrter. Man lieset in den Alpen die griechische und römische Geschichte; es giebt Hirten, die Bibliothecken haben.» (Coxe [Anm. 17], S. 235f.); «Kein Land in der Welt hat so gut von seiner Staatsverfassung unterrichtete Bürger, und nirgends sind die Belehrungen, die man selbst von den untersten Volksständen empfängt, weniger zu verachten.» (Grosse, Die Schweiz [Anm. 38], Bd. 1, Theil 1, S. 299).

124 «Liebe zur Freyheit, Liebe zum Vaterlande, dieses sind die zwey Muttertugenden, woraus sich der Charakter der Schweizer bildet.»(Einige Bruchstücke über die Schweiz und ihre Einwohner, in: Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen, Leipzig 1796, S. 243).

125 Ebel, Schilderung (Anm. 1), Theil 1, S. 300.

126 «Diejenige Regierungsart, welche Demokratie, oder reine Volksregierung genannt wird, und von der man in *Griechenlands* Geschichte so vieles ließt, besteht jetzt nirgends als im *Schweizerlande*.» (Ebd., S. 78); «In den Demokratien, die ich durchwandert bin, hat sich mein Herz zuerst recht an der Menschheit gelabt. Ich war wie in Athen zu den Zeiten des Themistokles.» (Heinse an Fritz Jacobi, 29. August 1780, in: Heinse [Anm. 25], S. 26). – Die Schweiz ist «das einzige Land auf dem Erdboden [...], wo der Mensch mit seiner natürlichen Einfalt noch alle seine angebohrne Würde verbindet; wo ein lebhaftes Gefühl der Freiheit nicht ein bloßes Hirngespinste ist; wo man Griechenland in seiner weisen und glücklichen bürgerlichen und Staatsverfassung wieder antrifft; kurz ein Land [...], welches ein fühlender Mensch nicht ohne Rührung betrachten kann.» (Reisen durch Helvetien und Italien in den Jahren 1776, 1777 und 1778. Ein Auszug aus dem Französischen, Theil 1, Hamburg 1784, S. 99f.); Für Ebel ist die Landsgemeinde eine «Versammlung freier Bürger, welche so zahlreich kein Reisender in den blühenden Demokratien Griechenlands sahe». (Ebel, Schilderung [Anm. 1], Theil 1, S. 300).

127 Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 8/I (1794), S. 191 – Drei Jahre später heisst es: «Da die Schweiz wegen ihrer mannichfachen und mehrere Menschenklassen interessirenden Merkwürdigkeiten häufiger, als viele andere Länder, bereiset wird: so sind auch wenig Länder vorhanden, über

welche so viele große und kleine Reisebeschreibungen im Druck erschienen wären.» (Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 33/II [1797], S. 393).

128 David Wyss: Etliche Blumen auf Gessners Grab, in: Schweizerisches Museum 4 (1788), S. 242.

129 «Es ist auffallend, daß diejenige gesellschaftliche Verbindung, die wir einen Staat nennen, ungeachtet der grossen Menge unläugbarer Vortheile, welche die Menschheit ihr einzig und allein verdankt, dennoch zu allen Zeiten so viel Unzufriedenheit gegen sich erregt hat; und noch auffallender ist es, daß gerade die denkenden Köpfe, dass Männer von dem hellesten Verstande und dem besten Herzen, von jeher es waren, die sich zu dieser Unzufriedenheit am meisten gestimmt fühlten, und sie bald durch laute Klagen, bald durch die möglichste Entfernung von allem, was sie an jene ihnen verhaßten Verhältnisse hätte erinnern können, an den Tag legten.» (Neuer Teutscher Merkur, Oktober 1796, S. 150f.); «Du fühlst, meine Freundin, daß der Aufenthalt in einem solchen Lande, unter solchen Menschen, der vereinigte Eindruck der erhabensten Natur im Äußern und der sanftesten und einfachsten im Lebenskreise der Menschen, seine Wirkung nicht verfehlen konnte auf ein Herz, das von der Welt mehr wund gerieben, als abgeglättet ward, das eine Zuflucht suchte gegen die flimmernden und quälenden Phantome der gesellschaftlichen Verkünstelung. Es ist kein Verdienst sich in der Abgezogenheit eines glücklichen Naturlebens zu einem Wesen zu bilden, das die bunten Wickelbänder der Mode und Convenienz abstreift, das die Sprache der Natur verstehen lernt, das in sich und in andern nur die Menschenwürde ehrt.» (Emilie von Berlepsch: Über die erzwungene Schweizer-Revolution und Mallet du Pans's Geschichte derselben, in: Jacques Mallet du Pan: Zerstörung des Schweitzer-Bundes und der Schweizer-Freyheit; ein historischer Versuch. Aus dem Franz., Bd. 2, Leipzig 1799, S. 408f.); «Die Schweiz ward bisher von allen Menschen geliebt, weil man sie für das Land hielt, wo Freyheit und Unschuld der Sitten wohnte. Ein jeder *Fremde* brachte dahin seine Privatneigung mit, und athmete romantisch was er in der wirklichen Welt nirgends fand.» (Johann Georg Heinzmann: Neue Chronik der Schweizer, während dem Zeitraum von 1700 bis 1801, Bern 1801, S. 202).

130 «Wer das Glück auf Erden suchte, besuchte die Schweiz.» (Christian Daniel Voß: Geschichte Helvetiens bis auf die jetzige Zeit. Ein durchaus verständliches Lesebuch zur nützlichen Unterhaltung, Halle und Leipzig 1805, S. 314).

131 «Man glaubt hier plötzlich in ein von Deutschland weit entferntes Land gekommen zu sein; so sehr unterscheiden sich die Bewohner dieser rauhen Waldgegenden von andern Deutschen, durch Kleidung, Sprache und Sitten.» (Joachim Heinrich Campe: Reise des Herausgebers, von Hamburg bis in die Schweiz, im Jahre 1785, Wolfenbüttel 1786, S. 368). – Und Zschokke erinnert sich: «Der aus Deutschland mitgebrachte Maßstab, für Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, war hier kaum anzulegen.» (Johann Heinrich Daniel Zschokke: Eine Selbstschau, Theil 1, Aarau 1842, S. 59) «Die Schweiz ward bisher von allen Menschen geliebt, weil man sie für das Land hielt, wo Freyheit und Unschuld der Sitten wohnte. Ein jeder *Fremde* brachte dahin seine Privatneigung mit, und athmete romantisch was er in der wirklichen Welt nirgends fand.» (Heinzmann [Anm. 129], S. 202).

132 Georg August von Breitenbauch: Geschichte von Arkadien, vom Ursprunge seiner Monarchie bis auf die Zeiten Antonius des Frommen, nebst der alten Erdbeschreibung dieses Landes, auch Nachrichten von der Verfassung, Religion und den Geschäften der Arkadier, Frankfurt am Main 1791, An die Helvetier, unpagn.

133 «Ich wandle ja noch in Elysium, und ich hoffe, Du wirst noch viele Packete aus diesen elysischen Gefilden von mir empfangen.» (Braunschweiger [Anm. 15], S. 63); «Arbeitsamkeit, Kunstfleiß, wahre Weisheit, Freiheitsgefühl macht die Lage des glücklichen Schweitzers zu Frühlingstagen in Elisium.» (Christian Friedrich Daniel Schubart: Schubart's des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale, Bd. 6, Stuttgart 1840, S. 194). – Auch Schiller legt im *Wilhelm Tell* seiner Figur Berta die Worte in den Mund: «Wo wär die selge Insel aufzufinden, / Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?» (NA, Bd. 10, S. 203).

134 «War je ein goldnes Zeitalter; so sieht man hier noch seine Spuren.» (Robert [Anm. 40], Theil 1, S. 18). – Bouterwek sucht in der Schweiz nach «Spuren des goldenen Zeitalters». ([Friedrich Bouterwek]: Schweizerbriefe an Cäcilie, geschrieben im Sommer 1794, Bd. 1, Berlin 1795, 1790, S. 39). – Über seinen Aufenthalt in Bern schreibt Meiners: «Bey dem Anblick dieser Schönheiten und Gaben der Natur, und des hohen Glücks von Vornehmen und Geringen schwebten mir unaufhörlich die Bilder des Paradieses, und des goldenen Weltalters vor [...].» (Meiners [Anm. 15], Theil 3, S. 341).

135 Bouterwek (Anm. 134), Theil 1, S. 36. – «Ich glaube: jeder Mensch, dessen Geschmack von der geräuschvollen Welt nicht schon ganz verdorben ist, muß hier glücklich seyn; wenigstens hat man sehr Anlaß, ein dichterisch arkadisches Leben hier in der Wirklichkeit zu glauben.» (Braunschwei-

ger [Anm. 15], S. 43); «[...] alles dieses vereinigte sich, ein Gemisch der süßesten Empfindungen zu erwecken, und die Einbildungskraft in der Fülle arcadischer Bilder schwelgen zu lassen.» (Hirschfeld, Neue Briefe [Anm. 88], S. 126f.).

136 «Solche Bilder häuslicher Zufriedenheit waren mir immer am theuersten, weil sie mir das stille, geräuschlose Leben so werth und den Gedanken so überzeugend machten: daß unabhängig von Berg und Thal, da Glückseligkeit wohne, wo Einfachheit und Liebe beysammen wohnen. Man muß es sehn, wie wenig der Mensch zum Leben und zur Freude und Zufriedenheit bedarf, um der Ungenügsamkeit seiner Neigungen, Wünsche und Leidenschaften Grenzen zu setzen.» (Carl Graß: Fragmente von Wanderungen in der Schweiz. Nebst drey Kupfern vom Rheinfall nach sorgfältig genauen Handzeichnungen, Zürich 1797, S. 155). – 1794 wird in den *Friedenspräliminarien* der Vorwurf an die Reiseautoren erhoben, sie hätten «bestimmtere und lehrreichere Details über die Bedürfnißlosigkeit und Beschränktheit der Lebensart, die in so manchen Gegenden dieses Landes herrscht, heimbringen können». Man habe verabsäumt, zu zeigen, «wie unbekannt dort jene allgemeine Sucht nach dem *Scheine* ist, die in manchen Gegenden von Deutschland [...] so traurige Wirkungen auf bürgerlichen Wohlstand und auf die ganze Sittlichkeit hat». (Briefe aus der Schweiz von der Frau von P** an die Frau von R** in P***. Aus dem französischen Manuskript übersetzt, in: Friedens-Präliminarien 6 [1794], S. 315).

137 Ebd., S. 315f.